

(V)ERKANNTE VIELFALT:

MINDERHEITEN IN EUROPA



Ein **Erasmus+** Projekt des
Wittelsbacher-Gymnasiums München
2020-2023



Erasmus+
Enriching lives, opening minds.

DR. HELMUT MARTIN VORWORT 3

TEXTE

MARIA KRICHBAUMER (V)ERKANNTE VIELFALT, ERASMUS+ PROJEKT 2020-2023 4

MIA WEBERBAUER · FELIZIA SCHNEIDEREIT MINDERHEITEN UND RANDGRUPPEN IN DER ANTIKE - UND HEUTE? 6

EMILIA BERTRAM · BALTHASAR JOKISCH DIE RÖMISCHE SECURITAS UND IHRE GEFÄHRDUNG DURCH RANDGRUPPEN 8

JAKOB VON PRAUN · LUISE LEONHARD MATTHÄUS STEINMETZ · MATTHIAS SCHMID HÄSSLICHKEIT UND KÖRPERLICHE EINSCHRÄNKUNGEN IN DER ANTIKE 10

ELISABETH NEUNDÖRFER · VALENA STEMPFLE SKLAVEN IN DER ANTIKE 12

DR. MARTINA ADAMI SPRACHMINDERHEITEN IN EUROPA 15

EMILIA BERTRAM · BALTHASAR JOKISCH INTERVIEW: VON SYRIEN NACH DEUTSCHLAND 18

AUSSTELLUNG

LUISE LEONHARD · MATTHÄUS STEINMETZ ARMUT, WOHLSTAND, „MULTI-KULTI“ 22

VALENA STEMPFLE **TITELBILD** VIELFALT, KREATIVITÄT, CHANCENGLEICHHEIT 26

ELISABETH NEUNDÖRFER GESELLSCHAFT, MUSTER, AKZEPTANZ 28

BALTHASAR JOKISCH EINSAMKEIT, ISOLATION, DIVERSITÄT, AUSGRENZUNG 30

MIA WEBERBAUER · FELIZIA SCHNEIDEREIT FREIHEIT, VERANTWORTUNG 32

JAKOB VON PRAUN ERINNERUNG, TOLERANZ, RESPEKT 34

MARIA KRICHBAUMER „NIE WIEDER!“ VERTREIBUNG AUS THESSALONIKI 36

JULIUS RIECHERT · JACOB SAMBETH FLUCHT, VERTREIBUNG, MIGRATION 38

IOANNIS TZITSAS KRIEG, TRAUMATA, KONFLIKTE, MISOGYNIE, HOMOPHOBIE 42

KLASSISCHES GYMNASIUM „WALTHER VON DER VOGELWEIDE“ BOZEN
DEA MUSAJ · SOFIA GIUBBILEI
FRANZISKA RÖCK · UDO KOTTERER

MATTHIAS SCHMID ALLTAG, ENGAGEMENT, AUFGABEN, INTEGRATION 47

PATRICK BUCHNER, GILDA JUNGWIRTH WEITERE(R) TEILNEHMER(IN)

DR. HELMUT MARTIN VORWORT

München, im Juli 2023

lange Zeit konnte das Erasmus+ Projekt „(V)erkannte Vielfalt: Minderheiten in Europa“ nur sozusagen „im Haus“ sowie über einige digitale Konferenzen mit den Partnerschulen in Italien, Griechenland und Rumänien laufen. Umso mehr freue ich mich, dass dieses Erasmus+ Projekt des Wittelsbacher-Gymnasiums dann doch noch im wahrsten Sinne des Wortes Fahrt aufnehmen und ein sehr reiseintensives und vor allem ertragreiches Projekt werden konnte, wie dieser Katalog nun zeigt.

Damit reiht sich das dritte Erasmus+ Projekt des Wittelsbacher-Gymnasiums erfolgreich ein in die Reihe der vorangegangenen gelungenen Projekte „Die verlorenen Dinge – Flucht und Vertreibung von der Antike bis heute“ (2016/2018) und „Demokratie und ihre Gefährdungen“ (2018/2021), die jeweils mit großem Ertrag für die beteiligten Schülerinnen und Schüler sowie die teilnehmenden Schulen verliefen. Dass dies trotz der zahlreichen Kontaktverbote und Reisebeschränkungen in den vergangenen Jahren noch gelungen ist, freut mich sehr. Dies zeugt davon, dass alle Beteiligten bis zum Schluss mit Feuer und Flamme bzw. mit Herzblut dabei waren.

Zahlreiche Beiträge des vorliegenden Katalogs beschäftigen sich mit der Stellung von Minderheiten und Randgruppen in der Antike; thematisiert werden aber genauso der Umgang mit Sprachminderheiten im heutigen Europa sowie zahlreiche historische Konflikte zwischen der Mehrheitsgesellschaft und einer Minderheit, die Spuren hinterlassen haben bzw. noch virulent sind. Die Vielfalt der durchweg interessanten Beiträge zeigt, mit welchem Ideenreichtum und Engagement die teilnehmenden Schülerinnen und Schülern bei der Sache waren.

Mein Dank gilt daher allen, die zum Gelingen des Erasmus+ Projekts „(V)erkannte Vielfalt: Minderheiten in Europa“ beigetragen haben – allen voran Frau Studienleiterin Maria Krichbaumer, die das Projekt von Seiten des Wittelsbacher-Gymnasiums her koordiniert hat und dessen Seele auch in den schweren Zeiten der Coronapandemie war. Ebenso bedanke ich mich bei Frau Kagerer und Herrn Braml für deren freundliche Unterstützung.

Dr. Helmut Martin
Schulleiter

MARIA KRICHBAUMER

(V)ERKANNTTE VIELFALT ERASMUS+ PROJEKT 2023

An einem Freitagmittag Anfang März des Jahres 2020 hätte ich nach Bozen ans Liceo Walther von der Vogelweide fahren wollen, um, wie dies inzwischen „gute Sitte“ geworden war, mit der dortigen Schulleiterin Dr. Martina Adami entscheidende Meilensteine in einem weiteren gemeinsamen Erasmus-Projektantrag zu legen. „Minderheiten“ sollte das Thema sein. Doch es kam anders:

Über Nacht wurde ganz Italien wegen des Corona-Ausbruches zum Risikogebiet erklärt und ich reiste mit dem Koffer statt von der Schule nach Bozen wieder mit der Straßenbahn nach Hause in unsere Münchner Wohnung. Die weiteren Arbeiten am Antrag mussten alle telefonisch und per Mailaustausch erfolgen, denn Videokonferenzen waren in diesen Tagen und Wochen noch kein gängiges Instrument.

Als wir im Sommer die Erfolgsmeldung erhielten, unser Antrag zum Projekt „(V)erkannte Vielfalt: Minderheiten in Europa“, wie der endgültige Titel nun lautete, sei angenommen, ahnten wir schon, dass das Projekt mindestens in den Anfängen nicht so verlaufen könnte wie üblich. Dass es mehr als eineinhalb Schuljahre dauern würde, bis wir nach einer Reihe von Videokonferenzen (anfangs mit Lehrkräften, dann auch mit SchülerInnen) im Mai 2022 unsere Schülergruppen endlich live aufeinander treffen lassen konnten, hätten wir freilich nicht gedacht.

Inzwischen war bei den Videokonferenzen eine Reihe von Vorträgen zum Thema „Minderheiten“ gehalten worden und hatte Herr Haasen, der Projektleiter am Barlaeus-Gymnasium in Amsterdam, auch auf diese Weise mit den verschiedenen Schülergruppen das geplante Theaterstück bzw. Teile davon geprobt. Ein Treffen in Bozen folgte sehr kurz darauf, das Wiedersehen in Kronstadt/Rumänien dann im neuen Schuljahr.

Die Rolle des Wittelsbacher-Gymnasiums (WBG) war in den bisherigen Projekten vor allem die, antike Texte und Themen zu den jeweiligen Projektthemen beizusteuern und am Ende in eine Ausstellung und in eine Publikation münden zu lassen. München konnte dieses Mal nicht am Anfang stehen, da aus organisatorischen Gründen mit dem Theater begonnen werden musste, sondern bildete Ende November/Anfang Dezember den Schauplatz des 4. Projektmeetings zum Unterthema „Minderheiten und Randgruppen in der Antike. Und heute?“. Kleine Aufsätze der Münchner SchülerInnen, die aus den Präsentationen der international gemischten Schülerteams, einem Vortrags und einer Führung von Prof. Dr. Freyberger zu diesen Themen erwachsen sind, bilden den ersten Teil unseres Katalogs.

Ein Programmpunkt beeindruckte am Samstagabend alle TeilnehmerInnen sehr stark: eine Gesprächsrunde im Walter-Joelsen-Saal mit Refaat, einem heute Anfang 20-jährigen, damals minderjährigen Geflüchteten aus Syrien, der über verschiedene Stationen schließlich nach Deutschland gekommen und von einer Pflegefamilie aufgenommen worden war. Die Verbindung besteht nach wie vor und so durfte ein Mitglied unserer Projektgruppe ein Interview mit ihm führen, das sich auf S. 18 ff. findet. Durch einen spontanen Glücksgriff haben wir kurz vor dem Münchner Treffen Frau Argilli vom Evangelischen Presseverband für Bayern e.V. kennengelernt. Ihre Abtei-

lung erarbeitet Ausstellungen zu gesellschaftlichen Themen, die von interessierten Einrichtungen ausgeliehen werden können, so wie das WBG dies mit der Serie „Rebellinnen“ getan hat. Die Kuratorinnen betreuen auch Schulprojekte, und so ließ sich Frau Argilli gerne einladen, auch am WBG das Erarbeiten und Entstehen unserer angedachten Fotoausstellung und dieses Kataloges zum Thema „Minderheiten“ zu begleiten und zu unterstützen. Beim Layout und beim Satz durften wir auf die inzwischen sehr bewährte Hilfe der Schülmutter Roswitha Huber zurückgreifen, der ich auf diesem Wege noch einmal aufs Herzlichste für ihren Ideenreichtum, ihre Geduld und die konstruktiven Gespräche danken will.

Dass das interkulturelle Lernen mitunter auch problembehaftet sein kann, erfuhren dann zwei Teams des für 16.-20.3. anberaumten fünften und letzten Meetings in Thessaloniki. In der Nacht auf den 1.3. waren auf der Bahnstrecke Athen-Thessaloniki ein Personenzug und ein Güterzug aufeinandergeprallt, ein Unglück, das mehr als 40 Todesopfer und ca. 80 Verletzte forderte. Griechenland war schockiert und schob einen Großteil der Schuld auf Verschleppungsmaßnahmen der Staatsregierung, was den Münchner SchülerInnen, die Anfang März zum Schüleraustausch auf Kreta waren, schon Eindrücke wie Demonstrationen vor dem Rathaus in Iraklio und einen eintägigen Schulstreik beschert hatte. War dies noch verstehbar und kein Hindernis, so schadete ein spontaner Verkehrsstreik für den 16.3. doch allen internationalen Reisegästen erheblich. Der Flughafen Thessaloniki wurde an diesem Tag nicht angeflogen, und daher sahen sich das Bozener und das Amsterdamer Team mit der völlig unerwarteten Absage ihrer Flüge konfrontiert. Das rumänische Team und das deutsche Team reisten bereits am 15.3. an und konnten noch problemlos landen. Für das Amsterdamer Team fand sich eineinhalb Tage später eine Möglichkeit über Sofia anzureisen. Die Lehrkräfte vor Ort fingen all diese Schwierigkeiten flexibel auf. In zwei hochinteressanten und beeindruckenden Vorträgen berichtete den Erasmus-SchülerInnen zunächst Frau Venetia Apostolidou von der Universität Thessaloniki über ein jahrelanges Pilotprojekt zur Ausbildung von Kindern der muslimischen Minderheit in Thrakien, zu dessen Team sie gehörte. Der nächste Vortragende beeindruckte besonders menschlich: Vater Athenagoras, ein Priester der



in Dendropotamos wirkt, dem Viertel Thessalonikis, in dem die meisten Sinti und Roma leben. Möglichst viele ihrer Kinder aus ihren armen Verhältnissen herauszuholen und ihnen besonders eine gute Ausbildung zu ermöglichen, um ihnen den Weg in eine bessere Zukunft zu schaffen, sieht er als seine Lebensaufgabe. War mit dem Thema „Sinti und Roma“ schon ein Anknüpfungspunkt an die beiden Vorgänger-Meetings geschaffen, so traf dies auch auf den nächsten Programmpunkt zu, den Besuch des Jüdischen Museums von Thessaloniki. Einst eine florierende Gemeinde von erheblicher Größe, wurden die Juden zahlenmäßig zunächst durch einen Stadtbrand und die folgende Auswanderung einer nicht geringen Zahl von Mitgliedern der jüdischen Gemeinde dezimiert und später durch die Aufnahme vieler griechischer Geflüchteter aus Kleinasien endgültig zu einer eher unbeliebten Minderheit. 1943 wurden die noch verbleibenden ca. 50.000 Juden mit wenigen Ausnahmen nach Auschwitz und Bergen-Belsen deportiert. Daran und an eine öffentliche Demütigung auf dem Freiheitsplatz erinnert bis heute ein Gedächtnismarsch vom Eleftherias Square zum alten Bahnhof von Thessaloniki Ende März, der in die Zeit unseres Treffens fiel. Eine Reihe von Fotos in diesem Katalog entstand bei dieser Gedächtnisfeier. Auch der Besuch des griechischen zypriotischen Zentrums (Cypriot Association of Northern Greece) in Thessaloniki findet seinen fotografischen Niederschlag. Die Kontakte der Schule zu Vater Athenagoras ermöglichten im Mai den Besuch einer Bozener Schülergruppe, die das ausgefallene Treffen wenigstens in kleinem Rahmen nachholen wollten, in Dendropotamos, wo ebenfalls Fotos entstanden, die sie uns zur Verfügung gestellt hat, sodass unsere Ausstellung wirklich ein Gemeinschaftsprodukt geworden ist. Sie soll umgekehrt auch in Bozen an der Schule gezeigt werden.

Wir freuen uns, dass unser Projekt, wenn es auch - bedingt durch die Einschränkungen der Jahre 2020 bis 2022 - mit Enttäuschungen, Befürchtungen und Umplanungen nicht geringen Ausmaßes verbunden war, zu fünf gelungenen persönlichen Treffen, zu einem bejubelten Theaterstück und zu einer Foto-Ausstellung geführt hat, die hoffentlich den einen oder anderen anspricht, sei er nun direkt mit dem Wittelsbacher-Gymnasium verbunden oder vielleicht auch durch Mitglieder unserer „Schulfamilie“ auf uns aufmerksam geworden.

MIA WEBERBAUER · FELIZIA SCHNEIDEREIT

MINDERHEITEN UND RANDGRUPPEN IN DER ANTIKE - UND HEUTE?

In der Antike waren Menschen mit Behinderung oder Krankheiten, als „hässlich“ angesehene Personen, sowie religiöse Minderheiten mit einer Vielzahl von Herausforderungen konfrontiert.

Menschen mit Behinderungen wurden in der antiken Gesellschaft oft als unvollständig oder minderwertig angesehen und standen vor erheblichen Hindernissen. Die antike Gesellschaft legte großen Wert auf körperliche Schönheit, Menschen mit körperlichen oder geistigen Einschränkungen wurden daher nicht selten diskriminiert und aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Teilweise war es den Eltern sogar erlaubt, ein offensichtlich missgestaltetes Kind zu töten. Dieses Gesetz ist Teil des Zwölftafelgesetzes und ist unter Tafel IV „Cito necatus insignis ad deformitatem puer esto.“ zu finden.¹ Oftmals wurden solche Kinder als Belastung angesehen und in manchen Fällen sogar als ungünstige Vorzeichen oder Fluch betrachtet.

Menschen, die von Krankheiten betroffen waren, wurden in der Antike ebenfalls potenziell von der damaligen Gesellschaft abgelehnt. Krankheiten wurden häufig als Strafe oder Folge göttlichen Zornes angesehen, weshalb die Betroffenen mit Verachtung und Misstrauen behandelt wurden. Sie galten als potenzielle Gefahr für die Gemeinschaft und wurden oft isoliert oder ausgeschlossen, um die Ausbreitung der Krankheit zu verhindern.

In Bezug auf das Aussehen wurden Menschen, die als „hässlich“ angesehen wurden, ebenfalls negativ bewertet. Schönheit galt in der antiken Gesellschaft als Merk-

mal von Tugend und göttlicher Gunst, während Abweichungen von diesen Schönheitsstandards oft als Zeichen von moralischer Schwäche oder Folge göttlichen Zornes angesehen wurden.

Auch religiöse Minderheiten in der Antike wurden nicht immer toleriert; dies gilt im römischen Reich besonders für das Judentum und das Christentum. In antiken Gesellschaften war die Religion eng mit der staatlichen Ordnung verbunden, und die Tatsache, dass die Christen das Kaiseropfer ablehnten, wurde offensichtlich als Bedrohung für die Ordnung des römischen Staates angesehen, weswegen sie einer Reihe von Verfolgungen anheimfielen. Nicht alle Menschen mit Behinderungen, Krankheiten oder als „hässlich“ angesehenen Merkmalen wurden aber gleich behandelt. Einige konnten trotz ihrer Einschränkungen einen Platz in der Gesellschaft finden, wenn sie über bestimmte Fähigkeiten, Talente oder sozialen Status verfügten. Dennoch blieb die Mehrheit dieser Gruppen in der Antike benachteiligt und stieß auf zahlreiche Hürden und Vorurteile.

Dies spiegelt sich bereits im antiken Mythos wider: Hephaistos, der griechische Gott des Feuers und der Schmiedekunst, wurde in der Mythologie oft als behindert geschildert. Er hatte ein verkrüppeltes Bein bzw. war anderweitig körperlich beeinträchtigt. In einigen



Thetis in der Schmiede des Hephaistos
Römisches Fresko der Casa del Triclinium in Pompeji
Archäologisches Museum Neapel

Fassungen des Mythos wurde er von seinen Eltern Zeus und Hera wegen seiner Behinderung sogar abgelehnt. Trotz dieser Herausforderungen entwickelte Hephaistos beeindruckende handwerkliche Fähigkeiten und schuf viele Kunstwerke.² Seine Behinderung verdeutlichte, dass Menschen mit Behinderungen trotz ihrer körperlichen Einschränkungen außergewöhnliche Talente und Fähigkeiten besitzen können. Hephaistos wurde – in „Worten unserer Zeit ausgedrückt – in der antiken Welt als Beispiel dafür gesehen, wie Menschen mit Behinderungen ihren Platz in der Gesellschaft finden und bedeutende Beiträge leisten können.

Thersites ist eine Figur aus Homers Ilias, die für ihre Behinderung bekannt ist. Er wird mit seiner gekrümmten Gestalt und seiner schwachen Statur als hässlich und unattraktiv beschrieben. Thersites wird oft von anderen Helden verspottet und verachtet, sowohl aufgrund seiner körperlichen Erscheinung als auch aufgrund seines aus-

fälligen Verhaltens. Thersites' Darstellung verdeutlicht die Verbindung zwischen körperlicher Behinderung und sozialer Ablehnung in der antiken Gesellschaft.³

Philoktet war ein griechischer Held im Trojanischen Krieg, der durch eine schwere Fußverletzung behindert war. Die Behinderung seines Fußes führte zu eingeschränkter Beweglichkeit und starken Schmerzen, was ihn stark hemmte. Aufgrund seiner Behinderung wurde Philoktet von seinen Kameraden als Belastung betrachtet und auf der Insel Lemnos zurückgelassen.⁴ Die Darstellung von Philoktet verdeutlicht die Herausforderungen, denen Menschen mit Behinderungen in der Antike ausgesetzt waren.

¹ Vgl. de.wikipedia.org/wiki/Zwölftafelgesetz

² Vgl. de.wikipedia.org/wiki/Hephaistos

³ Vgl. de.wikipedia.org/wiki/Thersites

⁴ Vgl. de.wikipedia.org/wiki/Philoktetes

DIE RÖMISCHE SECURITAS UND IHRE GEFÄHRDUNG DURCH RANDGRUPPEN

Wie gelang es in der Antike der herrschenden Oberschicht, ihre Vormachtstellung gegenüber dem gemeinen Volk zu sichern? Wie konnte sie sich vor Aufständen und Revolten wirksam schützen, obwohl das einfache Volk zahlenmäßig weit überlegen war? Es bedurfte der Aufrechterhaltung der inneren Sicherheit im Staat, welche als „**securitas**“ bezeichnet wurde.

Wenn man die *securitas* etymologisch betrachtet, geht das Substantiv zum einen aus „**cura**“ (Sorge) und zum anderen aus dem Praefix „**se-**“ (ohne) hervor. Dementsprechend bedeutet **securitas** wörtlich „**Freiheit von Sorge**“, was aber auch „**Sorglosigkeit**“ bedeuten kann.

Doch wie wurde diese innere Sicherheit gefährdet? Ein Einflussfaktor dabei war, dass die Gesellschaft Roms, insbesondere der *plebs*, in allerlei Hinsicht vielfältig und durchmischt war, weswegen sich die herrschende Oberschicht über jeden einzelnen Bewohner nur erschwert durchsetzen konnte. Bedeutsam war jedoch auch der Einfluss bestimmter sozialer Randgruppen und Minderheiten, wie Räubern, Dieben, aber auch Schauspielern und Tänzern und sogar Philosophen. Diese Tätigkeiten waren gesellschaftlich wenig angesehen, weswegen man jenen mit Abneigung begegnete. Sie wurden also als Gefährdung der **securitas** des Reiches angesehen.

Diese Einstufung liegt bei Dieben (**fūrēs**) und Räubern (**latrōnēs**) gewiss nahe. Zum Ersten besteht ihr Lebensunterhalt darin, durch Diebstähle und Überfälle gegen geltendes Recht zu verstoßen und ihre Opfer zu schädigen. Zum anderen lebten diese auch unter von der Oberschicht als überaus unzivilisiert angesehenen Lebensbedingungen, weswegen sie beispielsweise mit Barbaren und Tieren gleichgesetzt wurden. Auch die Wegelagererei war eine un-

mittelbare Gefahr für die Patrizierschicht, welche damals als einzige die Mittel hatte, Reisen antreten zu können.

Ein Problem für die gesamte Stadt ging jedoch von Piraterie aus. Piraten blockierten immer wieder die Getreidezufuhr nach Rom. Die damit verbundene Nahrungsmittelknappheit führte schnell zu inneren Unruhen. Jedoch konnte durch den Krieg des Pompeius Magnus gegen die Kilikischen Seeräuber im ersten Jhdt. v. Chr. diese Gefahr eingedämmt werden. „**Pompeius mare tutum reddidit.**“

Auch durch Schauspieler und Tänzer sahen Aristokraten die **securitas** als gefährdet an. Dies war mit ihrer gesellschaftlichen Außenseiterrolle zu begründen. Die Darstellung des eigenen Körpers als Mittel zum Gelderwerb war verpönt. Nicht selten wurde auch nackt und in obszönen Szenarien aufgetreten. So wurden jährlich in Rom beispielsweise die Floralien, ein Fest zu Ehren der Frühlingsgöttin Flora, abgehalten. Hier tanzten viele junge unbekleidete Schauspielerinnen. Die primäre Reaktion des Publikums war **pudor** (die Scham), sekundär natürlich auch Faszination, aber man wollte mit den Persönlichkeiten der Schauspieler nichts zu tun haben. Darüber hinaus wurden nur wenige sehr berühmt und erfolgreich, die meisten blieben monetär und sozial schwach. Auch der nomadische Lebensstil der Schauspieler und Tänzer stieß sowohl bei **plebs**, als auch bei Aristokraten auf Ablehnung.

Triumphzug der Flora

1743–1744

Giovanni Battista Tiepolo

M. H. de Young Memorial Museum

San Francisco



Merkwürdig erscheint möglicherweise die Einstufung der Philosophen als Gefährdung der **securitas**. Jedoch ist zu beachten, dass das Bild der Antike als Epoche der großen Denker und Philosophen nur einen sehr kleinen Teil der damaligen Bevölkerung umfasste. Der überwiegende Teil der Bevölkerung bestand aus einfachen Leuten, welche die Lehren der Philosophen meist entweder nicht verstanden, nicht für relevant erachteten oder sich nicht nach ihnen richten konnten. Häufig wurden diese Lehren, die bestehende Gesellschaftsordnungen und -vorstellungen infrage stellten eher für verstörend und irrelevant, als für logisch gehalten. Noch problematischer und für die **securitas** bedrohlicher wurde es, wenn Philosophen Anhänger gewannen. Das beste Beispiel hierfür ist der Athener Sokrates (469–399 v. Chr.), welcher dafür hingerichtet wurde, dass er die Jugend in eine ungewollte Richtung gelenkt und an andere Götter geglaubt habe. Diese Anklage lautete:

Σωκράτης [...] ἀδικεῖν τοὺς τε νέους διαφθείροντα καὶ θεοῦς, οὓς ἡ πόλις νομίζει, οὐ νομίζοντα, ἕτερα δὲ δαιμόνια καινά. (Plat. Apol. 24b)

„Sokrates tue Unrecht, indem er die Jugend verderbe und nicht an die Götter glaube, an welche die Stadt glaubt, sondern an andere, neuartige dämonische Wesen.“

Wie bei den anderen Randgruppen empfand das römische Volk Abscheu gegenüber oft primitiven und nahezu tierähnlichen Lebensbedingungen der Philosophen, welche bei den Kynikern am stärksten ausgeprägt waren. Diese lebten, wie schon der Name dieser philosophischen Gruppe verrät (griechisch „**κύων**“ – Hund), wie Hunde auf der Straße und verkörperten dadurch ihren minimalistischen Lebensstil. Ihr wohl bekanntester Vertreter ist Diogenes von Sinope, der in einem Fass wohnte und hohes Aufsehen wegen seiner Lebensweise erreichte. Als weiteren Ma-

kel der Philosophen empfand man ihr ungepflegtes und nicht zeitgemäßes Aussehen, welches sich zum Beispiel in langen Bärten widerspiegelte.

Vermutlich erschienen diese Randgruppen vor allem den Aristokraten oft wegen ihrer animalischen und unzivilisierten Lebensbedingungen ihnen selbst unähnlich und deswegen unheimlich. Wahrscheinlich entstand Angst um die **securitas** und überhaupt der Gedanke, dass diese von Randgruppen gefährdet werden könnten, weil sie einen unbekannteren Lebensstil führten. Sie gehörten nicht zur Mehrheit, hatten im Falle der Philosophen neuartige Gedanken oder kamen und gingen, wie sie wollten.

Die Aristokraten erkannten keine Struktur im Leben dieser Randgruppen und konnten so nicht vorhersehen, wozu diese Minderheiten in der Zukunft fähig sein könnten. Die Angst um die **securitas** und der Glaube, sie werde von diesen Randgruppen gefährdet, zeigt die Angst der Aristokraten vor dem Unbekannten. Diese Theorie greift gewiss nicht im Falle der Diebe, Räuber und Piraten, welche die Sicherheit und das Leben der Bevölkerung tatsächlich gefährdeten. Dagegen gefährdeten Philosophen, Tänzer und Schauspieler die Gesellschaft keineswegs ernsthaft, jedoch wurde ihre Tätigkeit von der Oberschicht als befremdlich genug empfunden, um sie als Gefährder der **securitas** anzusehen.

Vgl. A. Knepper: Die Gefährdung der *securitas*: Angst vor Angehörigen sozialer Randgruppen der römischen Kaiserzeit am Beispiel von Philosophen, Astrologen, Magiern, Schauspielern und Räubern, in: I. Weiler: Soziale Randgruppen und Außenseiter im Altertum, Graz 1988, S. 165–176.

JAKOB VON PRAUN · LUISE LEONHARD
MATTHÄUS STEINMETZ · MATTHIAS SCHMID

HÄSSLICHKEIT UND KÖRPERLICHE EINSCHRÄNKUNGEN IN DER ANTIKE

In der Antike war das Aussehen ein wichtiges Kriterium, um in der Gesellschaft akzeptiert zu werden. Hässlichkeit und körperliche Einschränkungen waren Gründe für Ausgrenzung und ihre Darstellung in der antiken Kunst.

Eine typische männliche Statue aus der hochklassischen Zeit (450-420 v. Chr.) zeigt den Dargestellten mit nacktem Körper. Diese Bildform gebührte nur den Göttern, Heroen und siegreichen Athleten, wofür der Diskobolos des Bildhauers Myron ein signifikantes Zeugnis ist. Die Zurschaustellung eines makellosen Körpers leitet sich aus dem Adelsideal aus archaischer Zeit ab. Im Unterschied zu den nackten männlichen Statuen sind die Frauen meist bekleidet dargestellt und mit häuslichen Attributen versehen. Erst in hellenistischer Zeit, als das Interesse für die Anatomie des menschlichen Körpers aufkam, wandte man sich von dem athletischen Idealbild ab. Dabei versuchte man, den Körper möglichst naturgetreu zu schildern.

In der hellenistischen Epoche (323 v. Chr. - 31 v. Chr.) war zwar die Darstellung von idealisierten Körperbildern ge-
läufig, auch wurden auch nicht den gängigen Schönheitsnormen entsprechende Körper repräsentiert, wie beispielsweise bei der „Trunkenen Alten“. Diese Statue ist im Stil des Realismus gehalten. Ihr Aussehen steht im starken Kontrast zu den bereits genannten hellenistischen, heroischen Figuren ihrer Epoche: Sie zeigt eine bis auf die Knochen abgemagerte, in die Jahre gekommene Frauengestalt, die eine Weinflasche umklammert. Im Gegensatz dazu umhüllt sie einen Mantel und den Schmuck, der in der damaligen Mode vor allem von wohlhabenden und

vornehmen Frauen getragen wurde. Dadurch werden ihr früher höherer sozialer Status und ihr vergangenes Vermögen zum Ausdruck gebracht, die beide durch den Einfluss des Weins verloren gegangen sind. Die Darstellung der „Trunkenen Alten“ ist aber zugleich ein Lobgesang auf den Wein und damit verbunden auch auf Dionysos. Das heute verlorene Original der Statue der „Trunkenen Alten“ stand als Weihgeschenk in einem Heiligtum des Dionysos. Erst in römischer Zeit, als das berühmte Werk zahlreich kopiert wurde, stand es als Schmuck in den Häusern und Villen. In diesem Aufstellungskontext hat das Werk seine sakrale Bedeutung verloren und wurde auf diese Weise nur noch im profanen Bereich verwendet.

Der Ausdruck der Hässlichkeit wurde jedoch häufig genutzt, um Sklaven und Fremde in der Kunst zu barbarisieren und zu stigmatisieren. Dies diente dazu, eine gewisse Distanz zwischen der vornehmen griechischen oder römischen Gesellschaft und fremden Völkern oder Sklaven zu halten und sich von ihnen abzugrenzen. Dahinter steckt der Anspruch der Überlegenheit der griechischen Kultur gegenüber allem Fremden.

Des Weiteren diente die Zurschaustellung eines hässlichen Körpers in der antiken Kunst dazu, die Person als minderwertig und von niedrigem Stand zu charakterisieren.

Diskobolos Lancelloti

römische Marmorkopie 2. Jhd.
1781 auf dem Esquilin gefunden
Nationalmuseum Palazzo Massimo, Rom
Original: verlorene Bronzestatue des
griechischen Bildhauers Myron aus dem
5. Jahrhundert v. Chr.; Rabax63

Die Trunkene Alte

Glyptothek, München
Marmor, Kopie nach einem Werk des
2. Jahrhunderts v. Chr. (200-180).
Original: nach römischer Überlieferung
von Myron



Ein Beispiel dafür ist die Statue eines alten Fischers, der von harter und körperlicher Arbeit gezeichnet ist. Durch diese weniger ansehnliche Abbildung wird ebenfalls eine Distanz zwischen der Unterschicht und den adeligen Römern hergestellt.

Auch in der Literatur, vor allem in der Dichtung, kommt diese abwertende Darstellung zum Ausdruck. So schreibt Vergil etwa:

**Afra genus, tota patriam testante figura,
torta comam labroque tumens et fusca colore.¹**

Dadurch wird den Lesern ein mit Vorurteilen behaftetes Weltbild vermittelt, das auch auf die Hässlichkeit abzielt.

Martial hat in seinen Epigrammen spöttisch über das Aussehen anderer Menschen geschrieben:

**Si memini, fuerant tibi quattuor, Aelia, dentes:
expulit una duos tussis et una duos.
Iam segura potes totis tussire diebus:
nil istic quod agat tertia tussis habet.²**

In diesem Gedicht macht er sich über die fehlenden Zähne und dadurch die Einschränkung einer Frau lustig. Dieses Muster zieht sich durch viele seiner Texte und auch hier erkennt man die Ausgrenzung durch verachtende Darstellung.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass in der antiken Kunst Hässlichkeit und körperliche Einschränkungen als Bildzeichen für den niedrigen Stand einer Person stehen. Diese Art der Stigmatisierung diente dazu, eine Distanz

zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen zu schaffen und eine Hierarchie aufrechtzuerhalten. Die abwertende Darstellung von Menschen aufgrund ihres Aussehens zieht sich auch durch die antike Literatur und spiegelt das ganze Spektrum der Vorurteile wieder, das zu dieser Zeit vorherrschte.

Die Auseinandersetzung mit diesen Darstellungen kann dazu beitragen, unser Verständnis von Schönheit und Akzeptanz zu erweitern und zu verbessern.

Wir bedanken uns bei Herrn Prof. Dr. Klaus Stefan Freyberger für die freundliche Durchsicht dieses Aufsatzes und seine hilfreiche Beratung.

¹ Verg. Mor. 32f ² Mart. Ep. 1,19



Statue eines alten Fischers

abgussmuseum.de/
de/doryphoros-vs-
statue-eines-alten-fischers

SKLAVEN IN DER ANTIKE

Die Sklaverei kann als die Basis der antiken Wirtschaft und Kultur gelten. Ohne dieses System hätte jeder Bereich im alltäglichen Leben wahrscheinlich komplett anders ausgesehen. Der juristisch entscheidende Faktor war, dass Sklaven als Sache galten und der Besitz und das Eigentum von Hausherrn waren. Diejenigen, die harte Arbeit vollbringen mussten, wurden sogar mit Tieren gleichgesetzt.

Für Sklaven selbst war das Leben meistens ein Teufelskreis, da ein Ausgang aus der Sklaverei so gut wie immer aussichtslos war. Somit waren auch die Kinder von Sklaven automatisch Sklaven – meist für ihr Leben lang. Trotzdem müssen es Tagelöhner in der Antike wohl noch schlimmer gehabt haben als Sklaven.¹ Sklaven durften nicht an denselben Tischen wie deren Hausherrn sitzen, Heirat und Kinder zu bekommen und der Eintritt zum Militär waren verboten. Hiermit wird klar, dass Sklaven von jedem Teil der Gesellschaft ausgeschlossen waren und es ihnen in der Regel so schwer wie möglich gemacht wurde, auf irgendeine Weise daran teilzuhaben. Zudem wurden sie oft würdelos behandelt, denn es war alltäglich, dass Sklaven gequält und Opfer von Gewalt wurden. In manchen Fällen wurden Sklaven oder Sklavinnen dazu genötigt, als Gladiator oder Prostituierte zu leben. Wovon allerdings jeder einzelne Sklave betroffen war, er war der Willkür der Sklavenbesitzer unterworfen. Sie waren nicht davor geschützt, was mit ihnen gemacht wurde, denn es war alles erlaubt. Generell gilt aber, dass die Lebensbedingungen der Sklaven von Haus zu Haus anders waren und vom familiären Umfeld abhingen. Ein Punkt hingegen, der den einen oder anderen wundern könnte, ist, dass trotzdem nicht wenige Sklaven – in der Regel in ihrem Leben vor der Versklavung, falls diese durch Kriegsgefangenschaft bedingt war – sehr gute Bildung erlangt hatten und so ein durchaus hohes Bildungsniveau besaßen. Dann arbeiteten sie v.a. als Lehrer, Ärzte oder Sekretäre. Also konnte man ober-

flächlich freie Bürger von Sklaven nicht immer unterscheiden. Einen weiteren großen Unterschied gab es zwischen Sklaven auf dem Land und denjenigen in der Stadt. Auf dem Land herrschte harte Disziplin und es wurde vom Morgengrauen bis zum Sonnenuntergang ohne wirkliche Pause gearbeitet. Bei einem Verdacht auf Flucht wurde ein Sklave hart bestraft, z.B. durch eine Gefängnisstrafe. In der Stadt hingegen wurde ihnen ab und zu Freizeit gegönnt und es gab wenigstens eine kleine Chance, dass sie irgendwann freigelassen wurden. Manche Sklaven hatten das Glück, eine Art Taschengeld zu erhalten und manchen wurde erlaubt, eine Familie zu gründen.²

Der römische Philosoph Seneca (1–65 n. Chr.) geht in seinen „Epistulae morales“ auch auf die Stellung der Sklaven ein. Er beschreibt die schrecklichen Bedingungen, die Sklaven aushalten und ertragen mussten. Dass sie nicht wie Menschen behandelt wurden, sieht man auch daran, dass sie auf Sklavenmärkten gegen ihren Willen oder ohne Einverständnis verkauft wurden:

„Stare ante limen Callisti domi suum vidi et eum, qui illi impegerat titulum, qui inter reicula mancipia produxerit, aliis intrantibus excludi. [...] Dominus Callistum vendidit: sed domino quam multa Callistus!“ (Epistula 47).

Auch wurden die allermeisten Sklaven nie satt, was mit zu ihrem Lebensschicksal gehörte. Ihre Besitzer hingegen platzten, wie Seneca anprangert, schier vor Speisen,

ohne irgendetwas abzugeben:

„Est ille plus quam capit, et ingenti aviditate onerat distentum ventrem ac desuetum iam ventris officio, ut maiore opera omnia egerat quam ingessit: At infelicibus servis movere labra ne in hoc quidem, ut loquantur, licet.“ (Epistula 47).

Seneca äußert sich aber auch über die Art und Weise, mit der Sklaven behandelt werden sollten. Er sagt nämlich:

„Servi sunt; immo homines“ (Epistula 47). Damit macht er deutlich, dass Sklaven auch Menschen sind und sich in ihrem Wesen nicht von freien Bürgern unterscheiden. Somit sollten sie menschenwürdig und freundlich behandelt werden:

„Vis tu cogitare istum, quem servum tuum vocas, ex isdem seminibus ortum eodem frui caelo, aequae spirare, aequae vivere, aequae mori! Tam tu illum videre ingenuum potes quam ille te servum.“ (Epistula 47).

Seneca möchte das Gedankenmuster, Sklaven seien weniger wert, zu mehr Empathie gegenüber Sklaven ändern. Außerdem vereint Sklaven und ihre Herren das Schicksal, so Seneca. Niemand kann Einfluss darauf nehmen kann, welches Schicksal wen trifft:

„tantundem in utrosque licere fortunae“ (Epistula 47).

Auch betont er, dass sich das Schicksal in Windeseile ändern kann und sich nach einer Karriere plötzlich ein Abgrund auftut. Demnach kann die Sklaverei jeden jederzeit treffen und man sollte sich seines Schicksals nie sicher sein: **„tam ... ingenuum ... quam ... servum“** (Epistula 47).

Abschließend kommt Seneca zu der goldenen Regel und möchte sagen, dass jeder Sklaven so behandeln soll, wie er als Sklave behandelt werden wollte: **„quantum tibi in servum tuum liceat – tantundem in te domino tuo licere“** (Epistula 47).

Ein anderer Autor, der in einem seiner Briefe („Epistulae“) seine Einstellung zu Sklaven kundtat, war Plinius der Jüngere (61–115 n. Chr.). Krankheit und Tod eines seiner Sklaven waren schmerzhaft für ihn. Daran kann man erkennen, dass er seine Sklaven wirklich als Menschen und nicht nur als seinen Besitz wahrnahm. Aus diesem Grund gab er wahrscheinlich auch seinen Sklaven das Recht, ihr Testament zu schreiben und ließ sogar viele Sklaven frei.

Auch der Schriftsteller Petron (14–66 n. Chr.) behandelt das Thema „Sklaven“. In seinem Werk „Satyricon“, das, wie der Titel schon vermuten lässt, ein satirischer Roman ist, lässt er anklingen, dass Sklaven wie Gegenstände benutzt und nicht als Menschen angesehen werden. Für den neureichen Freigelassenen Trimalchio, eine der bekanntesten Figuren seines Werkes, müssen Sklaven immer die „Drecksarbeit“ machen, während er selbst in einem übermäßig geschmückten Haus mit allem zugehörigen Prunk lebt, über den sich der Autor lustig macht. Trimalchio nutzt die „cena“ als Selbstinszenierung und Auftritt für sich als Person. Ursprünglich hat Trimalchio nämlich als Sklave gelebt und ist nun ein Freigelassener, der sich in die Welt der Reichen, Angesehenen und Privilegierten hochkämpfen möchte. Er gibt sich sehr angepasst an das Stereotyp eines reichen, erfolgreichen Römers, allerdings merkt man hinter seiner Fassade noch immer die Spuren seiner Herkunft, z.B. den Gebrauch des Vulgärlateins. Sein protziges Auftreten und die Fassade von Bildung lassen ihn unauthentisch und künstlich wirken. Am Ende der „cena“ schließlich geraten die Verstellung und die Show aber etwas aus den Fugen, wodurch die Realität ans Tageslicht kommt und man durch den Einbruch der Gegenwart einen wahren Blick auf Trimalchio und sein Leben bekommt. Daran kann man erkennen, dass es unmöglich war, seine Herkunft als Sklave zu verstecken oder zu leugnen. Denn einmal als Sache behandelt zu werden, hinterlässt ein Leben lang seine Spuren, auch bei Personen wie Trimalchio, die ihren früheren sozialen Status nicht mehr wahrhaben wollen.

Aber an einem Tag des Jahres wird dieses Machtverhältnis umgedreht: Während den Saturnalien, mehrere Tage, um mit farbenfroher Kleidung den Gott Saturn zu feiern, wechseln die Herren und Sklaven spielerisch ihre Rollen.

¹Vgl. H. Gehrke, J. Heinrichs, „Sklaverei“ (Griechenland. Rom), in: Der Neue Pauly, herausgegeben von: H. Cancik, H. Schneider, M. Landfester (hier zitiert nach: referenceworks.brillonline.com/entries/der-neue-pauly/*-e1115060).

²Vgl. K. Weeber: Alltag im alten Rom. Ein Lexikon, Zürich 1998, S. 324–332



Foto Balthasar Jokisch

DR. MARTINA ADAMI

SPRACHMINDERHEITEN IN EUROPA

„Sprachminderheiten in Europa“ war ein Teilbereich unseres viel umfassenderen Erasmus+ Themas „(V)erkannte Vielfalt: Minderheiten in Europa“. Am Beispiel Südtirols und Siebenbürgens sollten ganz unterschiedliche Entwicklungen und Situationen von Sprachminderheiten verglichen werden. Südtirol steht ja weltweit für einen Minderheitenschutz, der juristisch und politisch besonders gut verankert ist.

In Südtirol wird das Zusammenleben der Sprachgruppen maßgeblich durch den ethnischen Proporz geregelt. „Der Proporz ist eine gesetzliche Regelung, die in Südtirol bei der Vergabe von Arbeitsplätzen im öffentlichen Dienst, bei der Verteilung von öffentlichen Sozialleistungen und von Budgetmitteln der Landesverwaltung zur Anwendung kommt. Wesentlich dafür ist eine Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung, welche die zahlenmäßige Stärke der Sprachgruppen ermittelt. Für die/den Einzelne/n ist die persönliche Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung erforderlich, wenn sie/er eine Anstellung anstreben, die laut Proporz jeweils nur einer bestimmten Sprachgruppe vorbehalten ist, wie zum Beispiel Stellen im öffentlichen oder politischen Dienst. Personen, welche sich keiner der drei offiziellen Sprachgruppen zugehörig erklären möchten, können sich als ‚anders‘ deklarieren, müssen sich aber trotzdem zur Ausübung der Rechte einer der drei Sprachgruppen angliedern.“ So ist es auf der offiziellen Seite der EURAC (Center for Autonomy Experience) seit kurzem zu lesen.

Gerade dieser Proporz ist eine ganz wesentliche Grundlage,

die das Recht einer jeden der anerkannten drei Sprachgruppen in Südtirol garantieren soll, die eigene Sprache umfassend zu erlernen, aber auch in jeder offiziellen Situation nutzen zu dürfen. Das ist viel, viel mehr als in der „Europäischen Charta der Regional- und Minderheitensprachen“ vorgesehen ist bzw. ermöglicht wird: „Die Charta ist die europäische Konvention für den Schutz und die Förderung von Sprachen, die von Angehörigen traditioneller Minderheiten verwendet werden. Sie trat im Jahre 1998 in Kraft und bestätigt zusammen mit dem Rahmenübereinkommen zum Schutz nationaler Minderheiten den Einsatz des Europarates für den Schutz nationaler Minderheiten. Eine Minderheitensprache überlebt nur dann, wenn sie überall und nicht nur zu Hause verwendet wird. Aus diesem Grund verpflichtet die Charta ihre Vertragsstaaten, den Gebrauch dieser Sprachen in buchstäblich allen Bereichen des öffentlichen Lebens aktiv zu fördern: in den Schulen, Gerichten, der Verwaltung, den Medien, der Kultur, im wirtschaftlichen und sozialen Leben und bei der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit. Der Europarat überwacht, ob die Charta in der Praxis angewandt wird.“

Etliche Verbesserungen der Lage von Minderheitensprachen können auf die Charta und die im Überwachungsverfahren abgegebenen Empfehlungen zurückgeführt werden. Beispiele sind die Anerkennung von Minderheitensprachen, die zuvor überhaupt keine Rechtsstellung genossen (wie Kroatisch in Slowenien) und das Recht auf die Verwendung friesischer Familiennamen in den Niederlanden. Dänemark erließ mehrere Sonderregelungen für seine deutsche Minderheit, als Gemeinden in Nordschleswig zusammengelegt wurden. In Nordirland wurde einem privaten Radiosender eine Genehmigung für Ausstrahlungen in Irisch erteilt. Norwegen stellte einen Aktionsplan vor, mit dem die Verwendung von Sami in Krankenhäusern gewährleistet wird und Schweden begründete das Recht auf die Verwendung von Finnisch gegenüber Behörden und Gerichten.“ (Die Europäische Charta der Regional- und Minderheitensprachen: <https://www.coe.int/de/web/european-charter-regional-or-minority-languages>).

Südtirol hat viel mehr erreicht. Das Ganze lässt sich ohne die Südtirolgeschichte des 20. Jahrhunderts nicht verstehen: Ich verweise hier nur auf die Italianisierung unter dem Faschismus, auf das 1. und 2. Autonomiestatut, auf die Bombenjahre, auf großartige Politiker und Verhandler, die sich bemüht haben, friedvolle Lösungen zu finden.

Heute geht es uns Südtirolern gut, sehr gut. Und doch: Wir hören immer wieder von Außenstehenden, welch großes Glück wir haben, in einem mehrsprachigen Land zu leben, welch große Vorteile wir dadurch hätten. Die so genannte Zweitsprache (Italienisch oder Deutsch) wird aber nicht von allen gleichermaßen gut beherrscht. Es gibt leider viele Italiener in Südtirol, die trotz jahrelangen Sprachunterrichts kein Wort Deutsch verstehen (von Sprechen reden wir nicht) und auch umgekehrt ließen sich doch einige Personen der deutschen Sprachgruppe finden, die kaum imstande sind, Italienisch zu sprechen und zu schreiben. Dem gegenüber stehen immer mehr Jugendliche vor allem in den Städten, die in zweisprachigen Familien aufwachsen und sich mit den Gegebenheiten des Proporz sehr, sehr schwertun.

Ausgehend von unserem Erasmus+ Projekt haben zwei unserer Schüler, Alex Beato und Agata Gritti, einen Kurzfilm für ein Festival gedreht (das große Festival Studentesco, das Jahr für Jahr deutsche und italienische Schulen

in Südtirol in verschiedensten Disziplinen gegeneinander antreten lässt), in dem sie sich mit den tatsächlichen (leider zu einem großen Teil mangelhaften) Kenntnissen der jeweiligen Zweitsprache bei den Jugendlichen von heute auseinandersetzen. Der Film ist von verschiedensten Südtiroler Medien aufgegriffen worden, um auf eine Situation aufmerksam zu machen, die immer wieder offiziell schöneredet wird.

Eine Initiative deutschsprachiger Bozner Pflichtschulen hat vor kurzem aufhorchen lassen. Die Pflichtschulen wollen nur mehr Kinder aus deutschsprachigen Familien aufnehmen, sie möchten einen Sprachtest für Eltern einführen, bevor ihre Kinder in die Schule aufgenommen würden. Begründung: Eine Sprache kann nicht nur in der Schule allein gelernt werden, sie müsse auch im familiären Umfeld mit unterstützt werden.

Trennung oder Zusammenwachsen?

Es ist nicht nur eine Frage der Sprache, die gesprochen wird, es ist auch eine Frage unterschiedlicher kultureller Vorstellungen. In Südtirol werden ja nicht nur zwei Sprachminderheiten offiziell geschützt, es gibt noch eine dritte Minderheit, die ladinische. Für den Bereich Bildung und Erziehung gibt es dem entsprechend drei Schulämter, die wenig bzw. kaum zusammenarbeiten.

In letzter Zeit wird wieder viel mehr und viel deutlicher getrennt – ohne darauf Rücksicht zu nehmen, dass Südtirol inzwischen nicht nur die bereits genannten Minderheiten umfasst, sondern auch sehr viele andere Menschen mit weiteren Sprachen und Kulturen.

Viele Jugendliche in den größeren Südtiroler Städten tun sich mit Proporz und der geforderten Sprachgruppenerklärung schwer, die sie mit dem 18. Lebensjahr abgeben müssten. Sie fühlen sich nicht mehr nur einer Kultur zugehörig. Auf der anderen Seite gibt es – wie bereits gesagt – eine zunehmende Radikalisierung und die Angst offizieller Seiten vor Jugendlichen, die sich in neuen Welten, in einem anders gewordenen Europa bewegen.

Jüngstes Beispiel für den Clash verschiedener Kulturen in Südtirol: Einer unserer Schüler, Nathan Previdi, ist (gemeinsam mit jeweils einem jugendlichen Vertreter der



Weg des Dialogs, St. Ulrich, Gröden
Foto Martina Adami

italienischen und der ladinischen Sprachgruppe) von offizieller Seite eingeladen worden, zum Fest der Republik am 2. Juni auf dem Bozner Waltherplatz eine Rede über Demokratie zu halten. Die Rede, in der Nathan auf Gefahren für die Demokratie heute in Italien und in Europa aufmerksam machte, durfte er nicht halten. Stattdessen wurde ihm eine offizielle (weich gewaschene) Version untergeschoben, die nichts mehr mit seinen Überlegungen zu tun hatte. Nathan hat sich geweigert, diese ihm von offizieller Seite untergeschobene Rede zu halten.

Hier haben der Regierungskommissär (offizieller Vertreter des Staates Italien in Südtirol und Organisator des Festaktes) und das deutsche Schulamt, das den Schüler vor seinem Auftritt begleitet hat, ganz vieles falsch interpretiert und viel zu wenig untereinander kommuniziert bzw. kulturelle Differenzen untereinander nicht thematisiert. Schade. Auch das ist Südtirol.

Und dann gilt es noch etwas zu hinterfragen, was mir persönlich auf dem Herzen liegt: Englisch wird zur neuen

Weltsprache, auch in Südtirol. Gerade auch Jugendliche sprechen gerne mit Freunden der anderen Sprachgruppe Englisch, weil es in Südtirol ja nicht nur Standarddeutsch gibt, sondern Umgangssprache und Dialekt einen hohen Stellenwert haben, die für manche Italiener ein Buch mit sieben Siegeln darstellen. Verständlich. Und doch: Englisch als Kommunikations- und Verständigungssprache sollte uns nie den Mehrwert an Sprachen auf dieser Welt vergessen lassen. Jede Sprache, die ich zusätzlich zu meiner Muttersprache beherrsche, ist ein riesiges Plus, im sprachlichen, im kulturellen Sinn, aber auch, was übergreifende Kompetenzen betrifft.

Hoffen wir, dass Südtirol mit seiner ganz besonderen Autonomie und seinem Schutz der Minderheiten auch hier eine gute Entwicklung in Richtung mehrsprachiges Europa erfährt, das Minderheitenschutz weiterhin sehr ernst nimmt. Dieser Schutz sollte aber dynamisch, nicht starr sein und auf gesellschaftliche Veränderungen angemessen reagieren.

INTERVIEW VON SYRIEN NACH DEUTSCHLAND

Refaat, Du lebst seit einigen Jahren in einer Familie in Freising, nachdem Du alleine aus Syrien geflüchtet bist. Wie alt warst Du damals?

Im August 2015 bin ich nach Deutschland gekommen. Damals war ich dreizehneinhalb Jahre alt. Seit 2017 lebe ich hier in der Familie in Freising.

Wie war Dein Leben in Syrien vor deiner Flucht? Zum Beispiel in Sachen Familie, Kultur, Schule?

Ich komme aus einem syrischen Dorf und hatte damals noch drei, heute vier Geschwister. In Syrien hat die Familie einen sehr hohen Stellenwert. Mein Vater arbeitete in Kenia im Baugewerbe, da in Syrien nur schwer Arbeit zu finden war. Er war somit das ganze Jahr im Ausland, einen Monat aber im Urlaub bei uns. Meine Mutter hat sich um die Familie gekümmert. Auch der Islam spielt für uns eine bedeutende Rolle, wir gingen in die Moschee und beten natürlich mehrmals am Tag. Ich bin in Syrien zur Schule gegangen und hatte immer das Ziel, Informatik zu studieren. Allerdings habe ich auch schon früh parallel zu Schule gearbeitet, um die Familie mit Geld für Essen zu unterstützen.

Wie hast Du die bewaffneten Auseinandersetzungen erlebt? War es möglich, währenddessen in die Schule zu gehen?

Ich komme aus der Region Daraa, wo die Aufstände gegen das Assad-Regime begonnen haben, dementsprechend war auch unser Dorf Assad-kritisch. Als das Militär dann regelmäßig gegen unser Dorf marschierte und die Lage sich zuspitzte, wurde die Schule natürlich immer nachrangiger. Teilweise verschwanden Nachbarn und Bekannte spurlos und es kam zu vielen Durchsuchungen sowie zu öffentlichen Hinrichtungen. Es ging nur noch ums Überleben und ums Kaufen von Brot, wofür ich teilweise auch 30 Kilometer am Tag gehen musste. Außerdem musste ich ständig Angst haben, gefangengenommen und hingerichtet zu werden.

Wie wurde die Entscheidung getroffen, zu fliehen?

Nachdem dann auch unser Haus bombardiert wurde, hat meine Familie entschieden, dass wir Syrien verlassen müssen. Wir sind dann gemeinsam über den Libanon und Ägypten in die Türkei. Dort ist der Rest meiner Familie bis heute, während ich als ältester Sohn alleine meine Flucht nach Deutschland fortgesetzt habe.

War Deutschland Dein Zielland, und warum, welche Erwartungen hattest Du?

Mein Ziel war vor allem Europa, um dort meine Ziele zu verwirklichen: ich wollte ja Informatik studieren. Vor allem gibt es in Europa Sicherheit, Menschenrechte, gute Ausbildung und Arbeit, somit Perspektiven. In Deutschland erhoffte ich mir eine Sicherheit, nicht abgeschoben zu werden und die besten Chancen, auch meine Familie über den Familiennachzug zu mir holen zu können.

Welchen Weg musstest Du ab der Türkei einschlagen?

Ich bin zunächst mit einem Schlauchboot nach Griechenland übergesetzt, allerdings erlitten wir Schiffbruch und wurden zum Glück von der griechischen Küstenwache gerettet. Dann bin ich über den Landweg: Mazedonien, Serbien, Ungarn, Österreich und schließlich in Oberbayern über die deutsche Grenze. Dabei war ich meistens zu Fuß und mit anderen Flüchtenden unterwegs, wodurch wir uns gegenseitig den Weg zeigen konnten. Manchmal war ich jedoch auch alleine und orientierungslos.

Was hattest Du für ein Bild von Deutschland, als Du hierhin gekommen bist?

Zunächst war für mich alles fremd und ungewiss. Ich wurde die ersten Monate in einem Wohnheim untergebracht. Da gab es aber so strenge Regeln, dass es sich eher wie eine Art Gefängnis angefühl hat.



Du bist hier in eine neue Familie gekommen, Du hast Gasteltern und Du hast drei neue ältere „Geschwister“. Das ist eine Situation, in der alle sehr feinfühlig und tolerant sein müssen. Wie hat das funktioniert? Wahrscheinlich nicht immer ohne Reibung, oder?

Natürlich war die neue Situation anfangs für alle eine Umstellung, mit der wir uns aber schrittweise arrangieren konnten und mit der Zeit stärker als Familie zusammenfanden. Vor allem kulturelle Unterschiede führten oft zu Missverständnissen. Anders war für mich die Rolle eines Kindes, die ich in meiner neuen Familie einnehmen musste, während ich es aus Syrien gewohnt war, als Erwachsener behandelt zu werden, der Verantwortung zu übernehmen hat.

Hast Du hier Freunde gefunden und ihnen von deiner Flucht erzählt?

Neben meiner Familie hatte ich wenig Kontakt zu Gleichaltrigen. „Freunde“ würde ich sie nicht nennen, eher Bekannte aus der Schule. Weil ich keinen Anschluss gefunden habe und wenig Vertrauen zu meinen Mitschülern aufbauen konnte, erzählte ich nicht von meiner Fluchterfahrung. Einige meiner Klassenkameraden hatten zwar einen Bezug zur Flucht, da ihre Großeltern oder Eltern aus ihrer Heimat geflohen sind, jedoch war ich, der schon mit 13 nach Deutschland gekommen ist, ein seltener Fall.

In welche Schule bist Du in Deutschland gekommen? Durftest Du sofort in eine Schule gehen?

Ja, ich bin in die Schule gegangen, seitdem mich Judith und ihre Familie aufgenommen haben. In Freising habe ich die 7. Klasse der Hauptschule besucht, in der ich in der 9. Klasse Schulsprecher wurde und schließlich meinen Abschluss machte.

Hast Du Dir die Schule in Deutschland so vorgestellt?

Über das deutsche Schulsystem, das sich durch eine Aufteilung der weiterführenden Schulen in Gymnasium, Realschule und Hauptschule stark vom syrischen unterscheidet, wurde ich nicht aufgeklärt. Als ich bemerkte, dass ich meinen Traum eines Studiums mit dem Hauptschulabschluss nicht verwirklichen kann, war das ein schwerer Schlag für mich. Ich fühlte mich unterfordert. Deswegen verbrachte ich meine freie Zeit außerhalb der Schule damit, meinem Interesse am Programmieren nachzugehen. Durch Bücher und eigenes Ausprobieren baute ich meine Fähigkeiten weiter aus und machte von 2018 bis 2021 eine Ausbildung zum Fachinformatiker und Anwendungsentwickler. Nun habe ich meine Ziele auch ohne ein Studium erreicht und ähnliche Fähigkeiten durch meine Ausbildung erlangt. Trotzdem fehlte eine klare Aufklärung über das für mich neue Schulsystem.

Und wie war es für Dich, nach so kurzer Zeit in Deutschland schon längere Texte auf Deutsch schreiben zu müssen?

Da ich schon seit meiner Ankunft in Deutschland einen Sprachkurs besuchte, hatte ich keine allzu großen Probleme.

me. Außerdem wurden Schwierigkeiten mit der Sprache durch die Gespräche und das Zusammenleben in der Familie ausgeglichen.

Fühlst Du Dich hier sicher?

Sicherheit gibt mir, dass ich hier in Bayern vor dem Krieg geschützt bin und in einer sicheren Gegend ohne Angst vor politischer Verfolgung und Gewalt leben kann. Zudem schätze ich die Hochachtung der Menschenrechte und die Möglichkeit für eine Schulausbildung und einen Arbeitsplatz. Zurzeit habe ich subsidiären Schutz und darf in Deutschland arbeiten, aber nicht ausreisen.

Gab es noch etwas, was Dir besonders geholfen hat? Menschen? Dinge?

Es fiel mir schwer, Anschluss zu gewinnen und mich in eine Rolle in der Familie, Schule und Gesellschaft einzufinden. Sowohl die Flucht an sich, als auch die Aufarbeitung der Fluchterlebnisse habe ich größtenteils allein bestritten, wobei mir meine neue Familie immer helfend zur Seite stand und steht. Das Programmieren und meine Arbeit geben mir Unabhängigkeit und Selbstbestimmung. Vor allem als Jugendlicher hat mir meine selbstständige außerschulische Weiterbildung viel Freude bereitet, so wie es mein Beruf immer noch tut.

Hast Du ein besonderes Verhältnis zu Bayern? Zu den Bergen z.B.?

Freiwillig hätte ich mir Bayern nicht ausgesucht, weil ich hier mit meinem Asylantrag schlechtere Chancen habe. Meiner Meinung nach erlebte ich in einer Großstadt weniger Vorurteile, beispielsweise wegen meines Aussehens.

Du lebst in Freising, Freising ist ein wichtiger Ort für gläubige Katholiken, das kann man nicht übersehen. Bist Du (noch) religiös? Kannst/magst Du Deinen Glauben hier leben?

Meine Religion kann ich hier frei ausüben, z.B. mein tägliches Gebet zuhause oder in der Moschee. Es scheint mir, als nehme die Religion in Bayern einen nachrangigen Platz ein, im Vergleich zu der Rolle der Religion in Syrien. Trotzdem erlebe ich Vorurteile dem Islam gegenüber, z.B. eine Abwertung des Ramadan. In der Moschee geht es mir rein ums Gebet, nicht um den Kontakt zu anderen.

Gibt es syrische Festtage? Feierst du sie hier?

Ich kann die Feste nun, da ich von meiner Familie getrennt bin, nicht mehr so ausgiebig feiern, wie das in Syrien der Fall wäre.

Kannst Du Dich „kulinarisch“ hier gut versorgen? Wie war es für Dich als Jugendlicher mit dem Essen hier? Wurde in Freising auch syrisch gekocht? Kochst Du selbst gerne? Was isst Du gerne?

Am Anfang meiner Zeit in Deutschland bedeutete vor allem das Essen eine große Umstellung für mich, mir fehlte die syrische Küche. Wenn ich heutzutage selbst koche, dann auf jeden Fall syrisch. Aber auch das bayerische Essen schmeckt mir.

Wo sind Deine Eltern und Geschwister momentan? Hast du Kontakt zu Freunden und Verwandten in Syrien?

Meine Eltern befinden sich zusammen mit meinen Geschwistern in der Türkei, wo meine beiden Schwestern gerade studieren. Besuchen kann ich sie nicht, da ich keine Ausreiseerlaubnis besitze. Aber ich telefoniere regelmäßig mit ihnen und unterstütze sie finanziell.

Hast Du (syrische) Freunde hier? Kannst Du Dich austauschen?

Ich habe vor allem deutsche Freunde, die respektvoll mit mir umgehen. Ohne den gegenseitigen Respekt könnte ich sie auch nicht meine Freunde nennen.

Hast Du den Wunsch, irgendwann nach Syrien zurückzukehren?

Auf jeden Fall möchte ich zurück nach Syrien, das Land muss irgendwann wieder aufgebaut werden. Allerdings ist ein grundlegender Regierungswechsel unerlässlich. Ich komme aus der Region, der die Aufstände entstammen, deswegen bin ich in der aktuellen politischen Situation alles andere als gern gesehen.

Wie erlebst Du Vorurteile und Rassismus in Deutschland?

Vor allem Behörden begegnen mir wegen meines Aussehens und meiner Herkunft oft mit Vorurteilen. Dabei habe ich mir auch gelegentlich schon Kommentare anhören müssen. Dazu kommt natürlich, dass ich von der Behörde wegen meines Aufenthaltstitels und meiner Arbeitserlaubnis abhängig bin. Verbalen Auseinandersetzungen im Alltag versuche ich, aus dem Weg zu gehen. Physische Auseinandersetzungen habe ich in Deutschland allerdings noch nie erlebt und erwarte diese auch nicht.

Was können wir in Deutschland für Syrien tun?

Ich wünschte mir von europäischer Seite eine klare Distanzierung vom Assad-Regime und Sanktionen wie gegen Russland.

AUSSTELLUNG

LUISE LEONHARD MATTHÄUS STEINMETZ ARMUT, WOHLSTAND, „MULTI-KULTI“

VALENA STEMPFLE VIelfALT, KREATIVITÄT, CHANCENGLEICHHEIT **TITELBILD**

ELISABETH NEUNDÖRFER GESELLSCHAFT, MUSTER, AKZEPTANZ

BALTHASAR JOKISCH EINSAMKEIT, ISOLATION, DIVERSITÄT, AUSGRENZUNG

MIA WEBERBAUER FREIHEIT, VERANTWORTUNG
FELIZIA SCHNEIDEREIT

JAKOB VON PRAUN ERINNERUNG, TOLERANZ, RESPEKT

MARIA KRICHBAUMER „NIE WIEDER!“ VERTREIBUNG
AUS THESSALONIKI

JULIUS RIECHERT FLUCHT, VERTREIBUNG, MIGRATION
JACOB SAMBETH

IOANNIS TZITSAS KRIEG, TRAUMATA, KONFLIKTE,
MISOGYNIE, HOMOPHOBIE

KLASSISCHES GYMNASIUM „WALTHER
VON DER VOGELWEIDE“ BOZEN
DEA MUSAJ · SOFIA GIUBBILEI
FRANZISKA RÖCK · UDO KOTTERER

MATTHIAS SCHMID ALLTAG, ENGAGEMENT,
AUFGABEN, INTEGRATION

ICH.HABE
HUNGER
HILFE.BITTE
DANKE.BITTE

Munich

Obdachloser mit Schild

In der Münchner Innenstadt treffen Armut und Wohlstand an vielen Ecken aufeinander. Oft werden in einer reichen Stadt wie „Munich“ die hilfsbedürftigen Menschen „ausgeblendet“ und alles erscheint strahlend und schick. Tatsächlich können sich immer mehr Menschen das Leben in der teuren Stadt nicht mehr leisten und müssen wie dieser Mann für ihr Geld betteln.

LUISE LEONHARD
MATTHÄUS STEINMETZ

ARMUT, WOHLSTAND, „MULTI-KULTI“

Obdachlosenschlafstelle

Dieses Foto entstand in der Fußgängerzone der Innenstadt. Eine Obdachlosen-Schlafstelle vor den Schaufenstern eines Kaufhauses, an dem Kinder spielend vorbeilaufen. Die Situation ist etwas Alltägliches: Wir kennen sie alle, ist das aber nicht eigentlich grotesk? Vor den Fenstern sichtbare Armut, hinter den Kaufhaus­scheiben Konsum, Glanz und heile Welt.





Indischer Kiosk

Was hat uns hier fasziniert? Das nicht europäisch anmutende Schaufenster, das mit seiner (Un-)Ordnung seine ganz eigene Ästhetik hat. Auf den ersten Blick ist nicht unbedingt die Nationalität erkennbar, das Schild mit der Aufschrift „Indische Lebensmittel“ macht erst beim zweiten Hinsehen darauf aufmerksam. In der Stadt stellen zwar einen großen Anteil der Weltbevölkerung dar, in München gehören sie dennoch zu einer Minderheit und prägen nicht das Stadtbild.



Türkischer Markt

In der Gegend um den Münchner Hauptbahnhof gibt es viele türkische Geschäfte wie diesen Supermarkt in der Landwehrstraße. In den 60er Jahren schlossen die Türkei und Deutschland ein Abkommen zur „Regelung der Vermittlung türkischer Arbeitnehmer nach der Bundesrepublik Deutschland“, um dem Fachkräftemangel entgegenzuwirken und die Beziehungen als Handelspartner und Nato-Mitglieder zu festigen. Viele Familien der damaligen Gastarbeiter sind dauerhaft geblieben, und heutzutage ist die türkische Community nicht mehr aus Deutschland wegzudenken. Auch das muslimische Leben hier ist in den letzten Jahren vielfältiger geworden. Trotz der guten Integration über mehrere Generationen müssen viele türkischstämmige Menschen in ihrem Alltag mit Vorurteilen und Rassismus kämpfen.



Asialaden

Je nach Stadtviertel sind in München die asiatischen Supermärkte mal mehr, mal weniger präsent. Dieses Foto entstammt dem Asialaden aus Schwabing. Der Laden selbst ist picobello aufgeräumt, neben Lebensmitteln aller asiatischen Länder finden sich hier Geschirr, Teeservice und Essstäbchen. Daneben unvermittelt diese Anzahl an Katzen, irgendwie DAS Symbol des Asialadens überall auf der Welt.



BISS-Verkäufer

Sehr wahrscheinlich ist jedem von uns das BISS - Magazin ein Begriff. Der Name „BISS“ steht für „Bürger in sozialen Schwierigkeiten“, denn diese Organisation unterstützt Betroffene und bietet ihnen eine Perspektive. Gesellschaftlich trägt dieses Engagement zur Integration sozialschwacher Menschen bei und verringert eine Stigmatisierung. Mit diesen Menschen in Kontakt zu treten bereichert und zeigt, welche Ähnlichkeiten alle Menschen miteinander teilen – unabhängig davon, welchen unterschiedlichen Gesellschaftsschichten man angehört. Somit ist es wichtig, im Hinterkopf zu behalten, wieviel mehr Hürden arme und sozialschwache Bürgerinnen und Bürger auf sich nehmen müssen, und dass sie unsere Hilfe mehr denn je brauchen.

VALENA STEMPFLE

VIELFALT, KREATIVITÄT, CHANCENGLEICHHEIT



Straßenmusikerin

Ein Bestandteil unseres Lebens, der weltweit viel zu wenig Bedeutung findet und um Wertschätzung kämpfen muss und dennoch das Leben wie nichts anderes bereichert, ist die Kreativität – die Fähigkeit, etwas zu erschaffen. Oft werden bunte, laute und kreative Gedanken und Ansätze von der grauen Außenwelt verschluckt und der eintönige Laut des Alltags hindert sie daran, sich zu entfalten. Doch was ist eine Erde wie diese ohne Farben, ohne Musik und ohne Poesie? Was macht sie dann noch liebenswert, wenn alle Menschen bedingungslos ihrem Alltag folgen, ohne einen winzigen Gedanken an die Vielfalt und die Uneinheitlichkeit dieser Welt zu verschwenden? Auch wenn die Kreativität bei jedem nicht immer an erster Stelle steht und vielen unwichtig erscheint, ist es doch sie, die uns zwischen vielen Stunden Arbeit mal ein kleines Lächeln auf die Lippen zaubert.



Studieren als Muslima

Für die meisten von uns ist die größte Hürde, an einer Universität angenommen zu werden, die Qualifikation – sprich die Abiturnote. Für die Mehrheit scheint es schon schwierig genug, sich zwischen Hunderten von BewerberInnen nur auf dem Papier durchzusetzen und positiv in Erinnerung zu bleiben. Allerdings verlieren die Wenigsten auch nur einen Gedanken daran, dass sich die große Mehrheit schon in einer privilegierten und vorteilhaften Position befindet. Denn Menschen, denen man ihre Zugehörigkeit zu einer Minderheit offensichtlich ansieht – wie z.B. eine Muslima – müssen für jeden Schritt ihrer Karriere doppelt so viel aufbringen wie diejenigen, die zur Mehrheit gezählt werden. Das Wort Chancengleichheit wird oft in den Mund genommen, trotzdem bleibt noch sehr viel „Luft nach oben“, wenn man diese wirklich erreichen will und für ein Stück mehr Gerechtigkeit sorgen möchte.

ELISABETH NEUNDÖRFER

GESELLSCHAFT, MUSTER, AKZEPTANZ

Minderheiten – was auf dem Foto abstrakt mit verschiedenen, bunten Formen dargestellt ist, ist für viele Menschen auf der ganzen Welt die alltägliche Realität. Die meisten der abgebildeten Formen haben ähnliche Farben und sind alle quadratisch, sind gleich gedreht und perfekt nebeneinander angeordnet. Das blaue Dreieck sticht sofort optisch hervor, weil es anders aussieht als der Großteil. Dieses Anders-Aussehen gibt den Betroffenen, die als Minderheiten in der Gesellschaft ohnehin oft diskriminiert, benachteiligt und ausgeschlossen werden, zusätzlich das Gefühl, dass sie falsch sind und – rückbezogen auf das Foto – dass sie „nicht zum Muster passen“.

Ähnliches gilt für die Matchboxautos und die Stifte: Die meisten der abgebildeten Spielzeugautos sind rot, unterscheiden sich farblich nur leicht und fahren alle in dieselbe Richtung. Das blaue Auto fällt sofort ins Auge, weil es anders aussieht als der Großteil. Dies gilt auch zum Teil für Minderheiten, besonders für ethnische Minderheiten. Aber auch dann, wenn es keinen sichtbaren optischen Unterschied zwischen den Personen der Minderheit und dem Großteil der Gesellschaft gibt, könnten sich diese Menschen, dargestellt durch das blaue Auto, anders und alleine fühlen.

Auch die meisten der fotografierten Buntstifte sind rot, unterscheiden sich farblich nur wenig und „zeigen“ alle in dieselbe Richtung. Der grüne Stift sticht sofort optisch hervor, weil er anders aussieht als der Großteil. Das gibt den Betroffenen auch das Gefühl, dass sie falsch sind, und sie verstecken sich deshalb. Das ist dargestellt durch die Filzstifte, die unten im Mäppchen liegen, denn da liegen zwar zwei andere Arten von Stiften, die sich aber bereits farblich angepasst und versteckt haben.

Deshalb ist es wichtig, dass Vielfalt in der Gesellschaft akzeptiert und gefördert wird.





BALTHASAR JOKISCH

EINSAMKEIT, ISOLATION, DIVERSITÄT, AUSGRENZUNG

Russischer Biennale-Pavillon in Venedig bleibt geschlossen

Das Schweizer Nachrichtenportal NAU schreibt, dass der italienische Kulturstaatssekretär Vittorio Sgarbi den Organisatoren der Architekturbiennale in Venedig vorwirft, russische Architekten ausgeschlossen zu haben. „Die Gründe für den Ausschluss russischer Architekten sind nicht zu verstehen. Jede Diskriminierung von Kreativität ist ungerecht“, kommentierte Sgarbi laut Medienangaben. „Die Politik darf sich nicht in die Kultur einmischen, darf aber auch nicht umgangen werden“, betonte Sgarbi. Die Biennale-Organisation konterte, indem sie folgendes schrieb: „Die Teilnahme an der Biennale seitens einzelner Länder ist eine autonome Initiative, die von den zuständigen Regierungsbehörden der jeweiligen Länder direkt bei der Biennale beantragt wird. Letztes Jahr hat Russland beschlossen, sich von der Kunstbiennale 2022 zurückzuziehen, während es dieses Jahr bisher weder beantragt noch mitgeteilt hat, dass es mit einem eigenen Pavillon in den Giardini an der Architekturbiennale teilnehmen wolle“. Russland isoliert sich selbst.

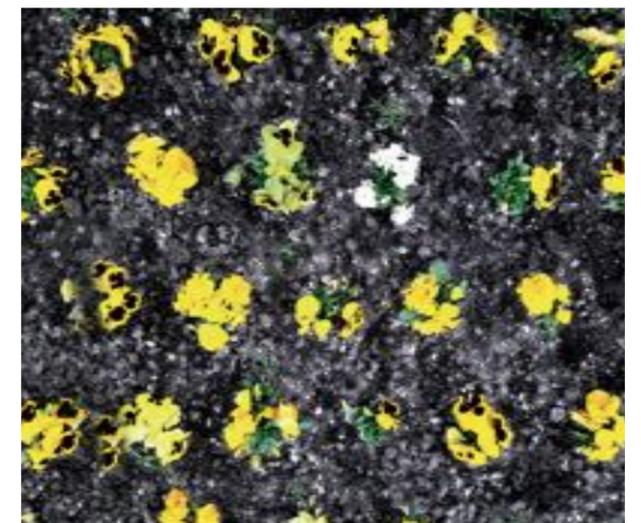


Strand-/Straßenverkäufer in Italien

Jeder von uns kennt sie. Strandverkäufer gehören zu einem Italienurlaub, wie die Gondoliere zu Venedig. Strandverkäufer haben ein hartes Leben. Das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ schreibt, dass es sich der italienischen NGO Arci zufolge bei den Händlern am Strand oft um Menschen handle, die schon lange in Italien leben und eine gültige Aufenthaltsgenehmigung besitzen, ebenso wie Arbeitslose, die dort für ein paar Monate im Jahr ihr Glück versuchen. Aber auch Migranten sind darunter, die relativ neu in Italien und abgetaucht sind, weil sie wenig Chance sehen, Asyl gewährt zu bekommen.

Pflanzen: Anderssein und sich behaupten

Einzelnen Personen, auch ganzen Gesellschaften, fällt es manchmal schwer, Menschen, die sie als „anders“ wahrnehmen, als gleichberechtigte Mitmenschen zu akzeptieren. Grund für die individuelle oder kollektive Ablehnung kann Angst sein, aber auch das Interesse an Macht. Wenn das „Anderssein“ an der Hautfarbe, der Herkunft oder dem kulturellen Hintergrund festgemacht wird, spricht man von rassistischer Diskriminierung und Rassismus.



FREIHEIT, VERANTWORTUNG



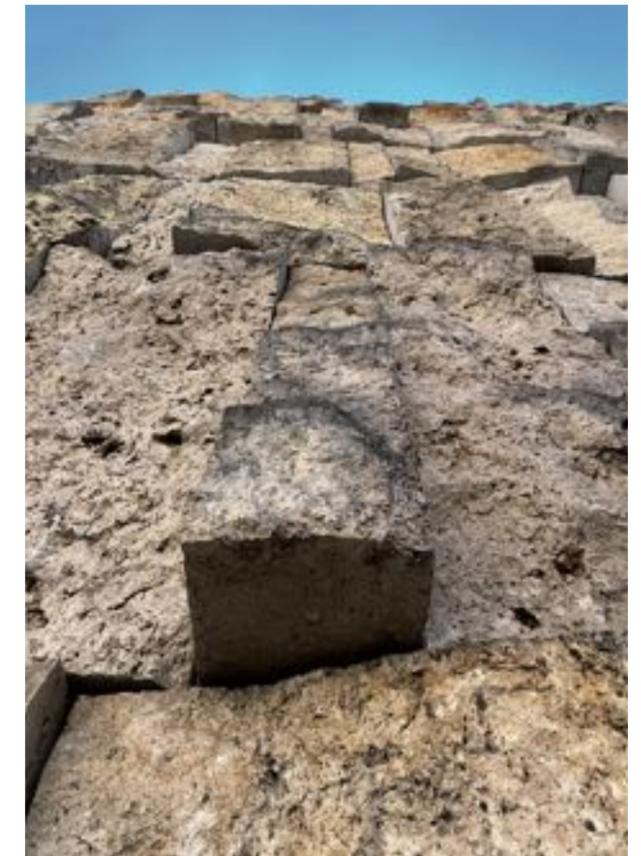
Barrierefreiheit

Dies ist ein Knopf, den Rollstuhlfahrer in öffentlichen Verkehrsmitteln nutzen können, um den Zug barrierefrei verlassen zu können. Er zeigt eine im Rollstuhl sitzende Person und erleichtert jeden Tag vielen Menschen mit Behinderung den Alltag und sorgt dafür, dass deren Leben barrierefreier gestaltet ist. Selbst im 21. Jahrhundert ist Barrierefreiheit immer noch ein massives Problem, da besonders ältere Gebäude nicht darauf ausgelegt sind, barrierefrei zu sein. Noch heute wird diese Minderheit strukturell diskriminiert und teilweise ausgeschlossen. Es ist extrem schwer, mit dem Rollstuhl die Hürden der Stadt zu überwinden und so am alltäglichen Leben teilzunehmen. In vielen Bereichen wird zu wenig für Menschen mit Behinderung getan, da diese zu einer Minderheit gehören und ihnen somit nicht so viel Aufmerksamkeit geschenkt wird. In dieser Hinsicht gibt es noch viel Nachholbedarf. Die Diskriminierung von Menschen mit Behinderung findet nicht nur im Alltag statt, sondern zeigt sich sogar in unserer Sprache. Beispielsweise wird das Wort „behindert“ vor allem bei jungen Leuten eine Beleidigung, was den respektlosen Umgang mit dieser Minderheit nur verstärkt.



Aufmerksamkeit

Dieses Foto ist am Viktualienmarkt in der Münchner Innenstadt entstanden und zeigt das Schild eines Obdachlosen, mit dem er auf sich aufmerksam machen möchte und um Geld für Nahrung bittet. Oft läuft man durch die Stadt und kümmert sich nur um seine eigenen Angelegenheiten, ohne all zu sehr auf andere Menschen zu achten, geschweige denn sich mit deren Geschichte oder Sorgen zu befassen. Dieses Foto soll nicht nur die Minderheit der Menschen zeigen, die entweder nicht genügend Geld haben und um Geld betteln müssen oder sogar kein Dach über dem Kopf haben und auf der Straße leben, sondern auch darauf aufmerksam machen, dass es diese Minderheit durchaus gibt und man nicht auf sein Handy schauend durch die Stadt laufen und bettelnde Menschen und Obdachlose ignorieren sollte. Vom Duden wird eine Minderheit als eine zahlenmäßig unterlegene [und darum machtlose] Gruppe (in einer Gemeinschaft, einem Staat o.Ä.) definiert. Obdachlose und Bettler sind somit Teil einer Minderheit, die teilweise sogar missachtet wird, einen schlechten Ruf hat und von der Gesellschaft ausgeschlossen wird. Dies sollte sich definitiv ändern!



Religionsfreiheit

Auf diesem Bild ist die Ohel-Jacob Synagoge am St.-Jakobs-Platz in München abgebildet. Eine Synagoge wird von Juden besucht, die dort ihre Religion ausleben können. Diese Minderheit hat speziell in Deutschland eine ganz besonders tragische Geschichte, da Juden im 20. Jahrhundert extrem von den Nationalsozialisten verfolgt wurden. Es ist sehr wichtig, dass es Synagogen gibt, um die Geschichte aufzuarbeiten und um die Religionsfreiheit zu sichern. Die Religionsfreiheit ist in Deutschland zwar gesetzlich gewährleistet, verhindert jedoch nicht, dass es Feindlichkeiten gegenüber dem Judentum gibt. Deshalb kann es leider nicht einmal heutzutage Synagogen ohne strenge Sicherheitsvorkehrungen geben, da es immer noch viele Antisemiten und antisemitische Angriffe auf Juden und Synagogen gibt. Es ist wichtig, dass man auf vor allem religiöse Minderheiten aufmerksam macht, da es immer noch viel Intoleranz und Unwissen gegenüber ihnen gibt. Jeder sollte Verantwortung übernehmen und Minderheiten respektieren und im Alltag schützen. Minderheiten sollten keineswegs ausgeschlossen oder benachteiligt werden!



Ein stilles Zeugnis der Vergangenheit: Die bemalte Wand von Thessaloniki erinnert an den Holocaust

Dieses bemerkenswerte Wandgemälde in Thessaloniki erzählt eine Geschichte, die niemals vergessen werden darf. Auf der Wand sind mehrere Menschen im Comic-Stil abgebildet, gekleidet in KZ-Häftlingskleidung. Dieses Kunstwerk erinnert an den schmerzhaften Weg, den unzählige unschuldige Menschen während des Holocausts gehen mussten. Sie wurden entlang der Straße, an der dieses Kunstwerk ist, zu einem Bahnhof gebracht, von dem aus sie mit Zügen in Konzentrationslager transportiert wurden. Die Zeichnungen in diesem Wandgemälde sind eine Abstrahierung der Qualen und des Leids, das diese Menschen durchmachen mussten, was man durch die heruntergezogenen Mundwinkel erkennen kann. Die Kunstform des Comics erlaubt es uns, ihre Geschichten in einer visuell ansprechenden und ergreifenden Weise zu erzählen. Es ist von großer Bedeutung, dass wir dieses Kunstwerk betrachten und darüber nachdenken, was es repräsentiert. Es ist eine Erinnerung daran, wie wichtig es ist, die Geschichte nicht zu vergessen und aus ihr zu lernen. Es ermahnt uns, die Schrecken des Holocausts niemals zu vergessen und sicherzustellen, dass sich solch eine Tragödie nie wiederholen kann. Thessaloniki ist heute eine blühende Stadt, die sich von den Schrecken der Vergangenheit erholt hat. Dennoch ist es wichtig, dass wir uns an die Ereignisse erinnern, die sich einst in diesen Straßen abspielten. Dieses gemalte Wandgemälde ruft uns dazu auf, unsere Stimmen gegen Hass und Diskriminierung zu erheben und sicherzustellen, dass sich eine solche Dunkelheit nie wieder über die Menschheit legt. Daher findet jedes Jahr ein Marsch zum Gedenken der Holocaust-Opfer in Thessaloniki statt. An diesem bewegenden Ereignis können alle Menschen teilnehmen. Es soll an die unschuldigen Menschen erinnern, die in dieser Stadt und in ganz Europa ihr Leben verloren haben.



JAKOB VON PRAUN

ERINNERUNG, TOLERANZ, RESPEKT

Platz der Opfer: Ein Ort des Gedenkens und der Erinnerung in München

Auf dem Bild vom Platz der Opfer des Nationalsozialismus in München, den es schon seit 1946 gibt, wird ein Ort des Gedenkens und der Erinnerung deutlich sichtbar. Dieser Platz wurde geschaffen, den Opfern des Nationalsozialismus zu gedenken und die grausamen Taten der Vergangenheit nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Die Granitsäule, die hier zu sehen ist, wurde 1985 von dem Bildhauer Andreas Sobeck gestaltet, um diejenigen zu ehren, die während der dunkelsten Kapitel der deutschen Geschichte unter dem NS-Regime gelitten haben. r Platz erinnert an die unzähligen Menschen jüdischer, politischer, religiöser und ethnischer Minderheiten, die verfolgt, inhaftiert und ermordet wurden. Er ist nicht nur ein Ort des Gedenkens, sondern auch ein Ort des Lernens und der Mahnung. Er dient als Erinnerung daran, dass wir uns als Gesellschaft niemals den Gefahren von Rassismus, Antisemitismus und menschenverachtender Ideologie hingeben dürfen. Es erinnert uns daran, dass wir die Verantwortung haben, gegen jegliche Form von Diskriminierung und Hass aufzustehen. Dieses Bild vom Platz der Opfer des Nationalsozialismus in München fordert uns auf, die Vergangenheit anzuerkennen und aus ihr zu lernen. Er ermahnt uns, die Werte der Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Toleranz zu verteidigen und nie zuzulassen, dass solche Schrecken

sich wiederholen. Mögen die Opfer des Nationalsozialismus in Frieden ruhen, und möge ihr Leid uns dazu inspirieren, für eine Welt einzutreten, in der jede Person in Freiheit, Gleichheit und Würde leben kann.

Denkmal der Alten Hauptsynagoge in München: Ein Mahnmal gegen das Vergessen

Das Denkmal der Alten Hauptsynagoge in München ist ein bewegendes Zeugnis der jüdischen Geschichte und des Holocausts. Das Denkmal befindet sich an der Stelle, an der einst die imposante Synagoge stand, bevor sie während der Novemberpogrome 1938 von den Nazis zerstört wurde. Das Denkmal soll nicht nur an die Zerstörung der Synagoge erinnern, sondern auch an die Schrecken des Holocausts und die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung während der Zeit des Nationalsozialismus. Es ist ein Ort des Gedenkens und der Mahnung, der uns daran erinnert, dass wir uns für Toleranz, Respekt und das Eintreten gegen jegliche Form von Diskriminierung einsetzen müssen. Das Denkmal der Alten Hauptsynagoge in München ist ein symbolischer Ort, der dazu dient, die Erinnerung an die Vergangenheit wachzuhalten und die Menschen daran zu erinnern, dass sich solche Schrecken niemals wiederholen dürfen. Er ermutigt uns, uns für eine gerechtere und menschlichere Welt einzusetzen und für die Würde aller Menschen einzustehen.

„NIE WIEDER!“ VERTREIBUNG AUS THESSALONIKI

Die jüdischen Bürger – häufig Nachfahren der Ende des 15. Jahrhunderts aus Spanien vertriebenen Juden – machten bis zur Eroberung Thessalonikis durch die Griechen 1912 fast die Hälfte der Bevölkerung aus. 1917 zerstörte ein Flächenbrand ca. 30 Prozent der Stadt, darunter auch viele jüdische Einrichtungen und Wohnhäuser, weswegen es zu einer Emigrationswelle aus Thessaloniki kam, die auch zu einer erheblichen Reduzierung der jüdischen Bevölkerung führte. Durch die Aufnahme vieler griechischer Flüchtlinge aus Kleinasien wurden die Juden in Thessaloniki dann endgültig zu einer eher unbeliebten Minderheit. 1943 wurden die noch verbliebenen ca. 50.000 Juden mit wenigen Ausnahmen nach Auschwitz und Bergen-Belsen deportiert. Daran und an eine öffentliche Demütigung auf dem Freiheitsplatz erinnert bis heute Ende März ein Gedächtnismarsch vom Eleftherias-Square zum alten Bahnhof von Thessaloniki der in die Zeit unseres Erasmus-Meetings fiel.

Die Gleise am alten Bahnhof sind wohl nicht mehr dieselben wie damals, auch wenn sie natürlich älter und nicht mehr benutzt erscheinen. Trotzdem befanden sich die Gleise für die Deportationszüge sicher an derselben Stelle. Gleise symbolisieren für mich immer das Unterwegssein, die Fahrt ins Fremde,



Aufbruch, Gespanntsein – aber hier stehen sie nicht für eine Fahrt zu einem unbekanntem, spannenden Ziel wie auf unseren Erasmus-Reisen, sondern für die Fahrt in Verderben, Qual und Tod.

„Nie wieder“ steht in griechischer Sprache auf den Luftballons, die bei dem Gedächtnismarsch nicht nur die Kinder tragen. Sind Luftballons das richtige Symbol, wenn es um die Erinnerung an die Ermordung von Millionen von Menschen geht? Doch, ich glaube schon. Sie steigen in den Himmel und im besten Fall kommen sie bei ganz anderen Menschen an, die bei dem Gedächtnismarsch nicht dabei waren, davon vielleicht gar nichts wissen und in ihrem Alltag dadurch aufgerüttelt werden. In den Himmel schwebende Luftballons sind für mich auch immer Zeichen von Hoffnung und von Weite – möge ihre Botschaft überall auf der Welt wahr werden!

Hoffnung drückt für mich vor allem auch das spielende Kind aus, dessen Hände ich fotografiert habe. Es hat Steine aufeinander gesetzt, sicher ohne zu wissen, dass Steine auf Grabmälern für Jüdinnen und Juden bedeuten, dass ein Mensch ihrer Auffassung nach nur dann wirklich tot ist, wenn niemand mehr an ihn denkt. Deshalb bringt man durch das Aufsetzen von Steinen das Gedenken an die Verstorbenen zum Ausdruck, das durch diese symbolisiert wird. Dass ein Kind dies offensichtlich unbewusst an dem alten Gleis getan hat, war für mich ein ganz berührendes Zeichen von Hoffnung.





JULIUS RIECHERT · JACOB SAMBETH

FLUCHT, VERTREIBUNG, MIGRATION

Das russisch-orthodoxe Kloster St. Hiob in München-Obermenzing ist ein bedeutendes Zentrum der russisch-orthodoxen Kirche im Ausland. Diese stille Oase der Spiritualität und Heimat für viele Mönche hat eine reiche und bemerkenswerte Geschichte, die sowohl vom Widerstand und der Ausdauer im Angesicht von Schwierigkeiten als auch von der Leidenschaft und Hingabe für den Glauben geprägt ist.

Die Wurzeln dieses Klosters gehen auf die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zurück, als Millionen von Russen, einschließlich einer Gruppe von Mönchen des Klosters St. Hiob von Pocaev, aus Ladomirova (Ostslowakei), nach Deutschland flüchteten. Das Kloster in Ladomirova, im Jahr 1923 vom Archimandriten Vitalij (Maksimenko) gegründet, war ein bedeutendes Zentrum für religiöse Veröffentlichungen. Bei der Ankunft in Deutschland wurden die Mönche auf verschiedene Flüchtlingslager verteilt, die größte Gruppe ging jedoch nach Genf.

Die Gründung des Hiob-Klosters in München erfolgte unter der Leitung des Archimandriten Iov (Leont'ev) im Jahr 1946. Mit der Unterstützung der US-Militärregierung wurde in München-Obermenzing ein geeignetes Gebäude gefunden und gemietet. Dieses ehemalige Jugendheim, das zum Kriegsende ausgeplündert und verwüstet worden war, wurde mit großer Mühe renoviert und umgebaut. Bis zum Ende des Jahres 1947 wuchs die Münchner Bruderschaft auf 32 Personen an.

Die wirtschaftliche Not und die politische Unsicherheit in Deutschland führten jedoch dazu, dass die meisten Brüder Deutschland verließen und nach Amerika, Palästina, Frankreich, England, Kanada und Südamerika auswanderten, wo sie neue Klöster gründeten.

In den 1950er Jahren begann das Kloster sich zu erholen und wieder aufzublühen. Trotz der materiellen Not der Mönche leisteten sie sozial-karitative Arbeit, boten einen kostenlosen Mittagstisch für bedürftige Flüchtlinge an und sammelten Kleiderspenden. Die Druckerei wurde wieder in Betrieb genommen, obwohl sie zunächst noch

mit Maschinen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg betrieben wurde. Auch die Priesterausbildung wurde wieder aufgenommen.

Die Leitung des Klosters lag von 1966 bis 1980 bei Bischof Nathanael (L'vov). Unter seiner Leitung unterstand das Kloster als „Stauropegiales Kloster“ direkt dem Ersthierarchen der Auslandskirche und erhielt daher materielle Unterstützung des „Synods“ (der Bischofssynode). Seit 1981 ist das Kloster Teil der deutschen Diözese.

Eine neue Ära begann im Jahr 1980, als Bischof Mark mit seiner Bruderschaft in das Münchner Kloster umsiedelte und es nach der athonitischen Regel erneuerte. Unter seiner Führung wurden das Gebäude und die Kirche vollständig renoviert und erweitert. Darüber hinaus wurde das Kloster zu einer Drehscheibe für verschiedene kulturelle und religiöse Veranstaltungen, darunter Symposien, Ausstellungen und Konferenzen.

Heute ist das Hiob-Kloster in München ein lebendiges Zentrum des orthodoxen Lebens und ein wichtiger Treffpunkt für die russisch-orthodoxe Gemeinschaft in München und darüber hinaus. Es ist nicht nur ein Ort der Anbetung und des Gebets, sondern auch ein Ort der kulturellen und religiösen Erziehung. Die Mönche des Klosters widmen sich einer Vielzahl von Aktivitäten, darunter dem Ziehen von Kerzen, der Herstellung von Weihrauch, der Silberschmiedekunst und der Imkerei. Ihre Arbeit spiegelt die Vitalität und Kreativität der russisch-orthodoxen Gemeinschaft in München wieder und unterstreicht ihren wichtigen Beitrag zur kulturellen und religiösen Vielfalt der Stadt.

Die Geschichte des Hiob-Klosters ist eine Geschichte des Widerstands, der Anpassung und der Hingabe. Sie ist ein Zeugnis für die Stärke des Glaubens und die Ausdauer der menschlichen Geisteskraft, auch in Zeiten der größten Not. Trotz aller Schwierigkeiten hat das Kloster es geschafft, seine Tore offen zu halten, seine Gemeinschaft zu nähren und seine Mission, den orthodoxen Glauben und die russische Kultur zu bewahren und zu verbreiten, fortzusetzen.



JULIUS RIECHERT · JACOB SAMBETH

Die Geschichte der Judenverfolgung ist lang und tragisch, beginnend in der Antike und bis ins 20. Jahrhundert hineinreichend. Sie hat ihre Wurzeln in Vorurteilen, Machtmissbrauch und religiösem Fanatismus und führte zu einer der größten Katastrophen der Menschheitsgeschichte, dem Holocaust.

Beginnen wir in der Antike. In dieser Zeit wurden die Juden oft als Sündenböcke für gesellschaftliche und wirtschaftliche Probleme dargestellt. Während des Hellenismus wurden sie zum Beispiel unter Antiochus IV. verfolgt, der ihre Religion verbot und versuchte, sie zur Anbetung griechischer Götter zu zwingen. Ähnliche Vorfälle ereigneten sich im Römischen Reich, wo die Zerstörung des Zweiten Tempels in Jerusalem im Jahr 70 n. Chr. zu einer Diaspora der jüdischen Bevölkerung führte.

Im Mittelalter, besonders während der Kreuzzüge, nahm die Verfolgung der Juden in Europa dramatisch zu. Viele wurden als „Christusmörder“ dämonisiert, einer Verleumdung, die sich auf die Rolle der Juden in der Kreuzigung Jesu bezog. Dies führte zu Pogromen und Massakern, wie dem von 1096, als Tausende von Juden in deutschen Städten getötet wurden. Die Situation wurde noch schlimmer während der Pest im 14. Jahrhundert, als Gerüchte verbreitet wurden, dass die Juden die Brunnen vergiftet hätten, was zu noch mehr Pogromen führte.

In der frühen Neuzeit, während der Zeit der Renaissance und der Reformation, kam es zu einer gewissen Entspan-

nung der Judenverfolgung, besonders in Ländern wie den Niederlanden und Polen. Doch diese Phase war kurzlebig, und im 19. Jahrhundert, inmitten der gesellschaftlichen Umwälzungen und Nationalbewegungen, kam es zu einer Wiederbelebung des Antisemitismus. Es wurden zahlreiche antijüdische Gesetze verabschiedet und Pogrome verübt, insbesondere in Russland und Osteuropa.

Der Höhepunkt der Judenverfolgung war jedoch im 20. Jahrhundert, während des Zweiten Weltkriegs, als das Nazi-Regime in Deutschland den Holocaust durchführte, die systematische Vernichtung von sechs Millionen Juden. Dies war das Ergebnis jahrhundertelanger Vorurteile und Hass, die in einer unvorstellbaren Tragödie mündeten.

Nach dem Krieg wurden Bemühungen unternommen, den Überlebenden zu helfen und die Täter zur Rechenschaft zu ziehen. Gleichzeitig gibt es jedoch bis heute Anzeichen für Antisemitismus und Judenfeindlichkeit, sowohl in Form von Hassverbrechen als auch in Form von Vorurteilen und Diskriminierung. Die Geschichte der Judenverfolgung ist eine mahnende Erinnerung an die schrecklichen Folgen von Intoleranz und Hass, und sie ist ein Appell an uns alle, für Gerechtigkeit, Gleichheit und Menschenrechte einzutreten. Um allen dieses entsetzliche Leid zu zeigen, existiert diese Statue im Blumenburg-Park in München, einer Stadt, die wie keine andere für den Nationalsozialismus steht.

Seine Geschichte ist eine von vielen, doch jede ist einzigartig, jeder Weg ein individueller Pfad zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Die Flucht begann im Winter 1997, inmitten des erbarmungslosen Bürgerkriegs im Nordirak, wo das Leben für einen kurdischen Jungen nur noch ein Trauerspiel aus Unsicherheit und Angst war.

Mit wenig mehr als der Kleidung, die er trug, und einem gefälschten Pass, der ihm die Reise in die Freiheit versprach, stieg er in den dunklen, kalten LKW. Die Worte des Schleppers hallten noch in seinen Ohren: „Es werden nur fünf Leute im LKW sein. Es gibt genug Essen und Trinken.“ Doch diese Versprechungen erwiesen sich als leere Worte.

Es waren 53 Seelen im LKW, jeder in der Hoffnung auf ein besseres Leben, jeder in Angst vor dem, was vor ihnen lag. Essen und Trinken waren Mangelware und der Komfort? Ein unbekannter Luxus. Mit jeder voranschreitenden Stunde wurden die Bedingungen unerträglicher. Es war kalt, kälter als der Winter in Kurdistan, und die Kälte kroch in ihre Knochen, bis sie beinahe erfroren.

Die Fahrt dauerte sechs lange Nächte und fünf Tage, Schlaf war ein Gut, das sich keiner leisten konnte. Die Nächte waren gefüllt mit Angst und Unsicherheit, die

Tage mit der Hoffnung auf ein besseres Morgen. Die Reise führte durch Bulgarien, wo sie bei einer Polizeikontrolle beinahe aufgefliegen wären, durch Rumänien, Ungarn und schließlich nach Österreich.

In Ungarn, den Hoffnungsschimmer der EU vor Augen, stießen sie auf eine weitere Hürde. Der LKW ging kaputt. Es war eine tödliche Falle. Wenn sie dort gestrandet wären, hätten sie alles riskiert. Also, in einer ironischen Wendung des Schicksals, wurden die Flüchtlinge zu Mechanikern und reparierten den LKW, der für sie sowohl Freiheit als auch Gefangenschaft bedeutete.

Nach der Reparatur, dem Bestechen des Zolls und weiteren Tagen der Unsicherheit, erreichten sie schließlich Nürnberg, Deutschland. Das Ende der Reise, aber der Anfang eines völlig neuen Kapitels.

Die Flucht war vorbei, aber die Herausforderungen gingen weiter. Anpassung, Spracherwerb, neue Gewohnheiten und Kulturen – alles Teil des neuen Lebens, das sie suchten. Aber die Hoffnung und der Wunsch nach Freiheit, die sie durch die kältesten Nächte und die längsten Tage führten, leuchteten weiterhin hell. Er hatte auch die letzten Hürden überwunden, lebt nun ein gutes Leben mit seiner Familie in Deutschland und betreibt eine Dönerbude im Münchener Westend.



„Δεν ξέχνω“

Das Schild hängt über dem Eingang des Hauses der zypriotischen Gemeinde in Thessaloniki. Die Gemeinde kämpft darum, die Traditionen und ihre Werte, die sie aus Zypern mitgebracht hat, zu erhalten und an die nächsten Generationen weiterzugeben.



Die Bücher haben auf ihren Rücken Teile von der Kartenansicht der Insel Zypern und alle zusammen nebeneinander gestellt ergeben das gesamte Bild. Die Insel ist von oben nach unten mit Blut überlaufen, das weist darauf hin, dass der Angriff im Jahr 1973 eine blutige Spur hinterlassen hat und die Menschen dort bis heute noch traumatisiert sind. Drüber steht auf Griechisch „Δεν ξέχνω“, was „Ich vergesse nicht“ bedeutet, damit ist der unmenschliche Übergriff der Türkei auf das friedliche Land gemeint.



IOANNIS TZITSAS

KRIEG, TRAUMATA, KONFLIKTE, MISOGYNIIE, HOMOPHOBOIE

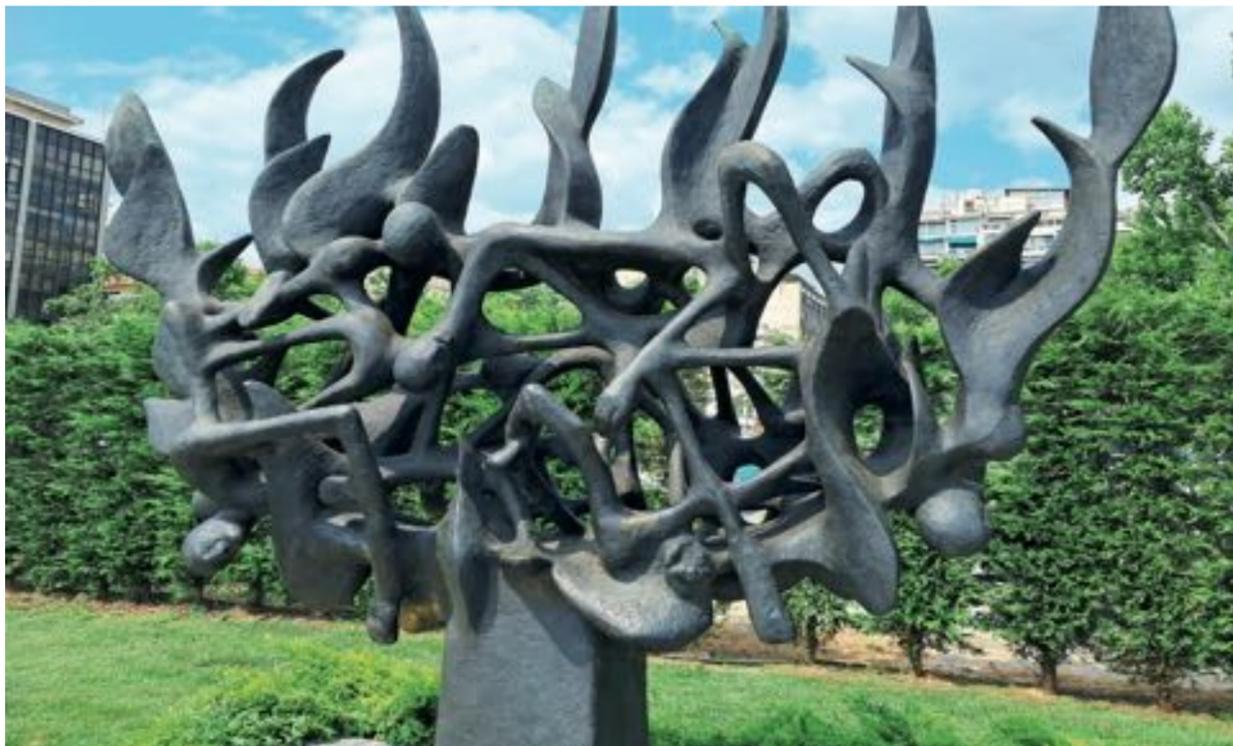


Auf einer Wand in einer zentralen Straße in der Stadt Volos steht mit Graffiti geschrieben „Ούτε μία λιγότερη“, was auf Griechisch „Keine weniger“ bedeutet. Dieser Slogan ist in den #metoo-Zeiten entstanden, als die Gesellschaft sich endlich mit den Femiziden auseinandergesetzt hat und sich ihnen entgegengesetzte.

Auf einer Säule am Aristoteles-Platz im Zentrum von Thessaloniki wurde mit Graffiti geschrieben „be gay do crime“. So zeigt die Jugend ihren Widerstand gegen Einsätze der Polizei auf den verschiedenen Veranstaltungen der Community und auch ihren Anspruch auf Freiheit und auf freie(n) Äußerung/Ausdruck der Gefühle.



ORTE, KULTUREN, SYMBOLE



Flammen auf einem siebenarmigen Leuchter formen sich zu menschlichen Körpern

Das Denkmal auf dem Freiheitsplatz in Thessaloniki, geschaffen von dem Bildhauer Nandor Glid, einem Holocaust-Überlebenden, erinnert an die grausame Vernichtung von etwa 46.000 Juden, die ab März 1943 von dort in die Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau und Treblinka mit einem von ihnen selbst bezahlten Zugticket deportiert wurden.

Die Menora, das zentrale jüdische Symbol der Gegenwart des göttlichen Lichtes, wird in diesem Kunstwerk

so transformiert, dass die lodernden Flammen aus Menschenkörpern gebildet werden. Auf eindrückliche Weise wird das leidvolle Schicksal des von Gott erwählten Volkes symbolisiert: Ein Volk, das in der Minderheit blieb und im Laufe der Geschichte immer wieder zum Opfer von Feindseligkeiten und Verfolgung wurde.

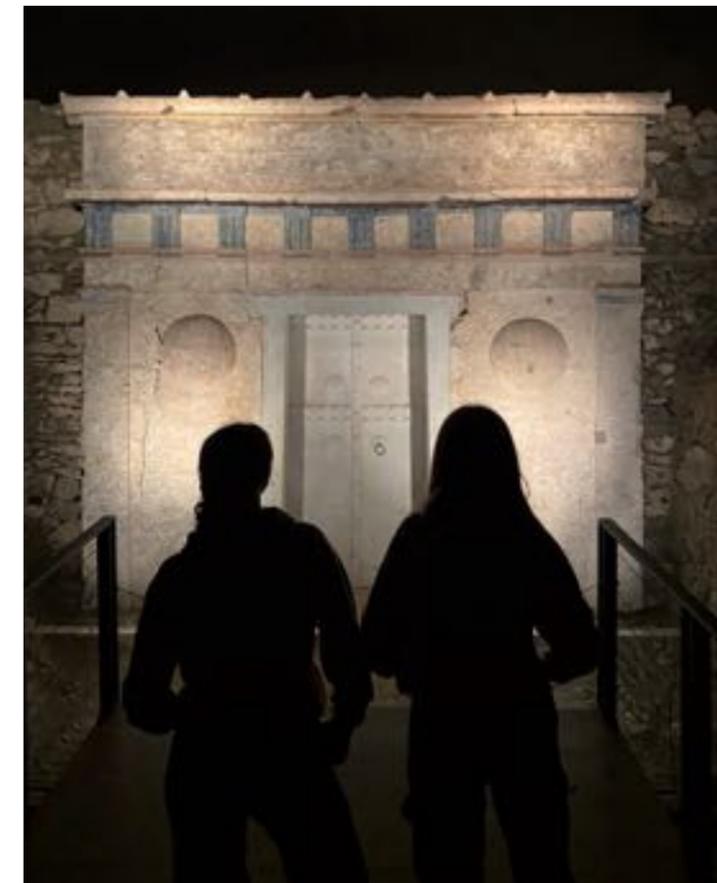
Holocaust-Denkmal in Thessaloniki
Foto und Text Udo Kotterer



Mann am Meer

Foto und Text Franziska Röck

Dieses Foto zeigt einen Mann, der vor dem großen weiten Meer sitzt, allein und ohne Unterstützung. Genauso verloren fühlen sich Menschen manchmal, die abgeschottet sind, obwohl sie inmitten von Menschen leben. Oft sind es Minderheiten, die sich in diesem Meer nicht zurechtfinden können und von den anderen automatisch in eine Schublade gesteckt werden. Viele Minderheiten haben mit Ausgrenzung und Diskriminierung zu kämpfen. Doch wichtig ist, dass kulturelle, sprachliche oder religiöse Differenzen nie zu einem Grund für Abgrenzungen werden. Das Foto symbolisiert die Einsamkeit, die eben genau nicht passieren darf. Dafür müssen wir endlich unseren Unterschiedlichkeiten in einer positiven Weise begegnen, nämlich dass genau diese Unterschiedlichkeit zur Bereicherung der eigenen Kultur und des eigenen Horizonts führen kann. Wir müssen aufhören, Angst vor dem Unbekannten zu haben, sondern das Unbekannte mit offenen Armen empfangen. So allein wie dieser Mann sich auf diesem Foto fühlt, fühlen sich auch viele Kinder in Schulklassen, in denen sie sich nicht richtig aufgenommen und akzeptiert fühlen. Bevor wir also jemanden nach seinem Aussehen, der Sprache oder Religion beurteilen, sollten wir diesen erstmal genauer kennenlernen. Denn wer weiß, vielleicht ertrinkt unser Gegenüber ja gerade auch im Meer der Einsamkeit.



Figuren im Schatten

Foto und Text Sofia Giubbilei

Eine symbolische Brücke zu unserem Thema „Minderheiten“ zeigt dieses Bild, denn öfters können diese, wie die zwei Figuren im Bild, im Schatten stehen. Gruppen von Minderheiten gibt es in jedem Land und sie sind auch ein wichtiger Teil der Bevölkerung. Leider werden diese kleineren Gruppen oft verachtet und sind Opfer von Gewalt oder Beschimpfungen. Dies führt zu einem Gefühl der Ausgeschlossenheit von der Mehrheit. Als Zeichen dieses „Ausgeschlossenenseins“ können wir den großen Eintritt der Grabkammer sehen, der sich wie ein unüberwindbares Hindernis zwischen eine Mehrheit und eine Minderheit stellt.

Es ist wichtig, solche Minderheiten zu beschützen und sie in unserer Gemeinschaft aufzunehmen, denn sie gehören trotzdem zu einem Teil des Landes. Auch wichtig wäre, die verschiedenen Minderheiten zu fördern und ihnen auch die Möglichkeit zu geben, sich weiterzuentwickeln und ihre verschiedenen Bräuche, verschiedenen Sprachen und verschiedenen Religionen ausüben zu können.



Dendropotamos-Siedlung

Foto Dea Musaj · Text Giacomo De Mattia

Die Roma-Dendropotamos-Siedlung in Thessaloniki bietet Wohnraum für Hunderte von Roma-Familien. Obwohl die Siedlung über die Jahre gewachsen ist, stehen ihre Bewohner vor Herausforderungen wie begrenztem Zugang zu grundlegenden Dienstleistungen und fehlenden Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen. Die Regierung hat Initiativen ergriffen, um die Lebensbedingungen zu verbessern, aber weitere Maßnahmen sind erforderlich, um eine nachhaltige Veränderung zu erreichen. Zusammenarbeit zwischen Regierung, NGOs und der Roma-Gemeinschaft ist entscheidend, um Lösungen zu finden und die soziale Integration zu fördern. Dieses Foto stellt die aktuelle Lage der Dendropotamos-Siedlung dar: Einfache Häuser, mit Baracken vergleichbar, werden von einer heruntergekommenen Straße getrennt, wobei sicherlich die zwei Kinder ins Auge stechen. Die Tatsache, dass sie sich zu dieser Zeit (Morgenstunden) nicht in einem Erziehungsort wie Kindergarten oder Schule befinden, weist nochmals auf eines der zahlreichen sozialen Probleme hin. Insgesamt kann man sagen, dass es sich hierbei um ein sehr symbolisches Foto handelt, welches auf beste Weise die Lebensbedingungen der Menschen dieser Siedlung veranschaulicht.

MATTHIAS SCHMID

ALLTAG, ENGAGEMENT, AUFGABEN, INTEGRATION

Während unseres Erasmus-Meetings in Thessaloniki machten wir die Bekanntschaft mit einem Pater, der eine Gemeinde im Vorort der Stadt betreute. Er machte auf mich einen besonnenen und unverwundlichen Eindruck. Da er nur Griechisch sprach, dolmetschte eine der griechischen Lehrerinnen, die Englischlehrerin, seine Geschichte. Er erzählte, wie er in den 1990er Jahren begann, in seiner Gemeinde zu arbeiten. Die Gemeinde, in welcher er sein barmherziges Werk bis heute verrichtet, liegt kurz vor der Stadtgrenze Thessalonikis. Die Leute, welche in dieser Gegend wohnen, sind am häufigsten Sinti oder Roma, die sich niedergelassen haben. Aufgrund von mangelnder Arbeit und der Tatsache, dass die Eltern dort meist eine mehrköpfige Familie ernähren müssen, kommt es des Öfteren vor, dass der Vater und die Mutter, um an Geld zu gelangen, Diebstahl begehen und deswegen ins Gefängnis gelangen. Die Kinder, die zurückbleiben, wachsen entweder bei einem Onkel oder den Großeltern auf, wo sie sich selten wohl fühlen. Um diese Kinder, die in ihrem Leben schon früh Leid und Elend mit erleben mussten, kümmert er sich jeden Tag. Er stellt ihnen ein Bett sowie Nahrung zur Verfügung und die Möglichkeit auf Bildung. Da die Kinder es oft nicht gewohnt sind, einem geregelten Alltag nachzugehen, ist die Hauptaufgabe Ihnen das Schulsystem nahe zu bringen und sie somit zu befähigen, im späteren Leben einen ausreichend gut bezahlten Beruf zu erlernen. Er erzählte, dass er die Jungen, welche er aufnahm, meist dadurch zum frühen Aufstehen motivierte, dass er denen, die nicht zur Schule gingen, nicht erlaubte, am Wochenende in der Fußballmannschaft des Pfarrheim mitspielen zu dürfen. Mit dieser Methode konnte er nach einiger Zeit sicherstellen, dass die Kinder jeden Tag zur Schule gingen. Er reiste mit seinen ersten jungen Männern, die er über Jahre hinweg an das staatliche Bildungssystem gewöhnt hatte, auf Einladung nach Amerika, wo er für sein unerschütterliches Engagement geehrt

wurde. Er erzählte davon, dass einige seiner Schützlinge im Moment schon studieren und vor allem aufgrund ihrer außergewöhnlichen musikalischen Fähigkeiten gerne aufgenommen wurden. Dieser Mann, der sein Leben der Aufgabe gewidmet hat, junge Angehörige von Minderheiten vor dem Ausschluss aus dem normalen Leben zu bewahren, verdient es, dass man ihn in der Ausstellung, die sich auf Minderheiten bezieht, erwähnt.



Pater Athenagoras aus Thessaloniki

Wittelsbacher-Gymnasium München
Marsplatz 1
80335 München
Telefon (089) 54 50 43-80
Telefax (089) 54 50 43-840
kontakt@wittelsbacher-gymnasium.de



Erasmus+
Enriching lives, opening minds.